

JOURNAL FÜR ENTWICKLUNGSPOLITIK

herausgegeben vom Mattersburger Kreis für Entwicklungspolitik
an den österreichischen Universitäten

vol. XXVI 3–2010

EntwicklungsexpertInnen

Schwerpunktredaktion: Berthold Unfried

mandelbaum *edition südwind*

Journal für Entwicklungspolitik (JEP)
Austrian Journal of Development Studies

Herausgeber: Mattersburger Kreis für Entwicklungspolitik an den österreichischen Universitäten

Redaktion: Markus Auinger, Gerald Faschingeder, Karin Fischer (verantwortlich), Margit Franz, Inge Grau, Irmi Maral-Hanak, Karen Imhof, Johannes Jäger, Bettina Köhler, René Kuppe, Bernhard Leubolt, Andreas Novy, Christof Parnreiter, Stefan Pimmer, Petra Purkharthofer, Kunibert Raffer, Anselm Skuhra

Board of Editors: Henry Bernstein (London), Dieter Boris (Marburg), John-ren Chen (Innsbruck), Hartmut Elsenhans (Leipzig), Jacques Forster (Genève), John Friedmann (St. Kilda), Peter Jankowitsch (Wien), Friedrich Katz (Chicago), Franz Kolland (Wien), Helmut Konrad (Graz), Uma Kothari (Manchester), Ulrich Menzel (Braunschweig), Jean-Philippe Platteau (Namur), Dieter Rothermund (Heidelberg), Heribert Steinbauer (Wien), Paul Streeten (Boston), Osvaldo Sunkel (Santiago de Chile)

Produktionsleitung: Bettina Köhler

Umschlaggestaltung: Bettina Köhler

Titelfoto: Ausschnitt aus dem Wandgemälde „Mundos Unidos“. In: TIE/Monimbo (1994): Von Spanien bis Nicaragua: Solidarität zwischen antifaschistischem Kampf und Entwicklungshilfe. Offenbach am Main: Verlag 2000. (Wir haben uns bemüht, die Bildrechte zu klären, bei Bedarf mögen sich Rechteinhaber beim Verlag melden.)

Inhaltsverzeichnis

- 4 BERTHOLD UNFRIED
EntwicklungsexpertInnen: Andere entwickeln.
Sich selbst entwickeln?
- 14 THOMAS HÜSKEN
Outside the Whale: The Contested Life and Work of
Development Experts
- 29 HUBERTUS BÜSCHEL
Die Moral der ExpertInnen: Krise und Reformen in der
westdeutschen „Entwicklungshilfe“ und der ostdeutschen
„Solidarität“ in Afrika südlich der Sahara der 1960er und
1970er Jahre
- 50 EVA SPIES
Exportgut partizipative Entwicklung: Eine global anwendbare
Form des Fremdverstehens?
- 73 ALICIA ALTORFER-ONG
*They came as brothers, not masters: Chinese experts in
Tanzania in the 1960s and 1970s*
- 95 GERALD HÖDL
„Es tut mir nicht leid, dass ich’s gemacht hab’.“
Eine „Oral History“ der österreichischen Entwicklungshilfe
- 119 Rezensionen
- 126 Schwerpunktredakteur und AutorInnen
- 129 Impressum

BERTHOLD UNFRIED

EntwicklungsexpertInnen: Andere entwickeln.

Sich selbst entwickeln?

Entwicklung ist ein Konzept, das universelle Gültigkeit beansprucht. Jede Gesellschaft und jeder Mensch kann im Prinzip den Stand der entwickeltsten Gesellschaften und ihrer Menschen erreichen, so die darin vertretene Auffassung. Das heute in der *Entwicklungszusammenarbeit*, verstanden als eigenständig herausgebildeter Sektor staatlicher und gesellschaftlicher Aktivität, vorherrschende Konzept von *Entwicklung* und *Unterentwicklung* basiert auf der Vorstellung, dass Entwicklung durch einen Wissensrückstand gehemmt wird. Dieser Rückstand soll durch einen Wissenstransfer behoben werden, und zwar im Wesentlichen durch die Entsendung von ExpertInnen in die zu entwickelnden Gebiete.

Doch wer waren die VerbreiterInnen von *Entwicklung* in jenen Gesellschaften, die eine solche Intervention aufgrund von Entwicklungsrückständen nötig zu haben schienen? Diese Frage führt uns zu den EntwicklungsexpertInnen, dem vor Ort entsandten Personal des organisierten Entwicklungsunternehmens. Darunter werden jene BeraterInnen, KonsulentInnen und SpezialistInnen verstanden, die seit mehr als einem halben Jahrhundert im Bereich der so genannten „technischen Hilfe“, der bilateralen und multilateralen, also zwischenstaatlichen und über internationale Organisationen laufenden Entwicklungshilfe respektive *Entwicklungszusammenarbeit* (EZ) tätig sind. Die „technische Hilfe“ erfolgt im Unterschied zur Finanzhilfe oder zur humanitären Hilfe im Wesentlichen nicht durch den Transfer von Geld oder von Gütern, sondern durch die Entsendung (oder Ausbildung) von Personal. Diese sehr heterogene Gruppe von technischen SpezialistInnen aller Art, ÖkonomInnen, Organisations- und PolitikberaterInnen, BerufsbildnerInnen, KonfliktmediatorInnen, interkulturellen KommunikatorInnen, KulturanthropologInnen, hat gemeinsam, dass sie

im Feld des Entwicklungs-Geschäfts, der *development industry* agiert, ein entsprechendes Erfahrungswissen aufweist, und neben ihrem Fachwissen auch eine Art „ideologischen Wissens“ über die gerade gängigen Konzepte von Entwicklung (*Empowerment, Ownership, Partizipation* etc.) teilt, wie es in den führenden Entwicklungsagenturen und in *Think-Tanks* produziert wird.

In diesem Heft wird der Blick auf entsandte, also nicht im Apparat einer Entwicklungsagentur selbst tätige, „internationale“, aus der Welt der „Geberländer“ stammende und langfristig, oft für mehrere Jahre in „Empfängerländer“ entsandte ExpertInnen gerichtet. Ihnen stehen „lokale“, aus der Welt der „Empfängerländer“ stammende Fachkräfte gegenüber. „Lokale“ ExpertInnen werden auf Projektebene auch als *counterparts* der „internationalen“ ExpertInnen bezeichnet. In der Zielsetzung sollen „lokale“ ExpertInnen „internationale“ ersetzen.

Schwerpunktthema des Hefts sind EntwicklungsexpertInnen in ihrer Eigenschaft als Vektoren der Verbreitung global anwendbaren Wissens über *Entwicklung*. Unter diesem Blickwinkel können sie als GlobalisiererInnen von Wissen und Praktiken von Entwicklung gesehen werden. *Entwicklungszusammenarbeit* ist auf der Implementierungsebene Zusammenarbeit zwischen Personen aus unterschiedlichen Gesellschaften in einer Situation kultureller Differenz. In dieser Hinsicht wird *Entwicklungszusammenarbeit* zu einem Feld interkultureller Auseinandersetzung. Die in ein fremdes Umfeld entsandten EntwicklungsexpertInnen müssen mit dem Problem starker Andersartigkeit derjenigen umgehen, mit denen sie als *PartnerInnen* zusammenarbeiten sollen. Damit kommen ihre Verhaltensweisen und Lebensstile ins Blickfeld.

Die Beiträge in diesem Heft schöpfen aus laufenden Forschungen zur personellen Ebene der Entwicklungshilfesysteme in „West“ (BRD, Österreich) und „Ost“ (DDR, China). Die Gruppe der EntwicklungsexpertInnen ist lange Zeit kaum als Forschungsthema wahrgenommen worden. Sie „waren häufig Zielscheibe einer virulenten Kritik, weniger aber Gegenstand von wissenschaftlichen Untersuchungen“, konstatiert Hans-Dieter Evers, der führende Vertreter der „Bielefelder Gruppe“ der Entwicklungssoziologie. Er hat EntwicklungsexpertInnen thesenartig als eine transnationale „strategische Gruppe“ der „Weltgesellschaft“ bezeichnet. *Strategische Gruppen* werden als Gruppen ähnlich positionierter AkteurInnen defi-

niert, die sich Ressourcen langfristig anzueignen und die Bedingungen des Ressourcenflusses entsprechend zu gestalten versuchen (Evers 2005: Zitat 10). Im Fall der *development industry* ist das der Fluss der Gelder, die in diesem Sektor verausgabt werden.

Dagegen sieht der Beitrag von Thomas Hüsken in vorliegendem Heft internationale ExpertInnen in erster Linie in lokale Logiken der Machterzeugung und Ressourcenaneignung verstrickt. Diese Interpretationslinie, die Hüsken aus seinen Feldstudien in arabischen Ländern ableitet, wird auch von Fallstudien auf der Basis „teilnehmender Beobachtung“ im Projektzusammenhang in Asien gestützt. Diese Arbeiten zeigen „lokale“ SpezialistInnen auf Projektebene als VermittlerInnen zwischen „internationalen“ ExpertInnen und lokalen Eliten. „Internationale“ Fachleute erscheinen darin über die Vermittlung der „lokalen“ ExpertInnen, deren Kenntnisse der gesellschaftlichen Verhältnisse vor Ort und deren Vermittlung sie bedürfen, in lokale Aneignungsstrategien verstrickt. Sie sind zu disparat und durch Partikularinteressen zersplittert, um erkenntnisfördernd als „strategische Gruppe“ bezeichnet werden zu können (Hüsken 2006; Illi 2001; Knoll 2004). Sie haben im Unterschied etwa zu DiplomatInnen keine gemeinsame Ausbildung und durch unterschiedliche Tätigkeitsfelder eine schwächer ausgeprägte kollektive Identität. Hüsken zeigt sie als vielfach fragmentierte Gruppe, die sich auch subjektiv nicht als Einheit versteht. Internationale ExpertInnen sind in Macht- und Interessenstrukturen eingebunden, die ihnen kaum Handlungsspielräume lassen. Sie sind Teil strategischer Gruppen, die sie aber nicht dominieren. Sie haben wenige Machtmittel zur Durchsetzung von Zielvorstellungen, da die Entwicklungszusammenarbeit aus politischen Gründen von den Zentralen der staatlichen und internationalen Entwicklungsagenturen unabhängig von Projekterfolgen finanziell alimentiert wird. Sie sind eingeklemmt zwischen ihren AuftraggeberInnen in den Entwicklungsagenturen und deren PartnerInnen in den Empfängerländern, die das stillschweigende Einverständnis vereint, dass vorrangig Budgets ausgeschöpft werden müssen. Dieses Übereinkommen zwischen den Agenturen der GeberInnen und der NehmerInnen wird durch die Fiktion komplettiert, die Interventionen in Form von Entwicklungsprojekten folgten einer technischen Logik.

In eine ähnliche Richtung wie der Beitrag Hüsken gehen auch die Ergebnisse der Forschungen von David Mosse (2005). Er geht in seiner

Untersuchung der Praxis der Projektarbeit nicht von den reichlich dokumentierten Texten zu programmatischen Vorgaben aus, die angeblich implementiert werden sollen, sondern von der langjährigen Praxis eines Entwicklungsprojekts, in das er selbst ein Jahrzehnt lang als *social development*-Experte involviert war. Er kommt zu dem Schluss, dass internationale SpezialistInnen durch ihre Expertise weniger die Projektarbeit anleiten, als dass sie Interpretationsrahmen für Projektabläufe und -ergebnisse liefern, welche das Projekt für seine Außendarstellung benötigt. ExpertInnen sind in dieser Konzeption ÜbersetzerInnen zwischen der Welt der Projekte und der Welt der GeldgeberInnen mit ihren Konzepten, die rasch wechseln und internationale Gültigkeit beanspruchen. Sie helfen, Projektrealitäten in gerade gängige Konzepte zu übersetzen, die für die GeberInnen *policy*-kompatibel sind (Mosse 2005).

Auch im Beitrag von Hubertus Büschel erscheinen ExpertInnen vielfältigen Reglementierungen unterworfen, die ihr Vermögen eigenständig zu agieren einschränken. Büschel nähert sich den ExpertInnen in einem Vergleich zwischen West- und Ostdeutschland ausgehend von den Kritikpunkten, die an ihnen geäußert wurden. Diese Kritik dokumentiert nicht nur die Schwächen der ExpertInnen, sondern sollte gemeinsam mit den daraus abgeleiteten Reformen der Ausbildung und Vorbereitung der Entwicklung der EntwicklerInnen dienen. Sie zeigt, dass die EntwicklerInnen in beiden politischen Konkurrenzsystemen auch als reformbedürftige und verbesserungswürdige Subjekte angesehen werden.

Eine breite kritische Strömung zu EntwicklungsexpertInnen stellt die im Sektor der Entwicklungszusammenarbeit besonders ausgeprägte Diskrepanz zwischen offiziell verkündeten Zielen und tatsächlichen Praktiken und Machtverhältnissen ins Zentrum ihrer Aufmerksamkeit. Im EZ-Sektor wird die Zielsetzung von *Partizipation* und *Ownership* der lokalen PartnerInnen und der Zielpopulation verfolgt, der zufolge Projekte aufgrund eines von den Betroffenen geäußerten Bedürfnisses in gleichberechtigter Kooperation mit der lokalen Partnerorganisation konzipiert und durchgeführt werden. Die Projektergebnisse werden dieser Vorstellung zufolge an die lokalen PartnerInnen nach erfolgtem Wissenstransfer in einer Weise übergeben, dass sich diese als verantwortliche „EigentümerInnen“ fühlen und die angestoßene Entwicklung eigenständig weiterführen. Die Konfrontation von Neulingen mit der Realität vor Ort, die in der Regel dieser Idealvor-

stellung wenig entspricht, erfordert Anpassungsleistungen, die erheblichen Stress auslösen. Die Frustration, die ExpertInnen zu Beginn ihres Einsatzes erleben, wenn sie die Absichtserklärungen der Projekttexte ernst nehmen, zeigt pointiert der in fiktionaler Form verarbeitete Bericht eines Soziologen, der seine Position an der Schnittstelle von Expertise und Forschung dazu nützt, seine Erfahrungen als Projekt-Anthropologe zu analysieren (Rottenburg 2002).

Eva Spies demonstriert anhand einer Fallstudie zum außerberuflichen Alltagsleben von internationalen ExpertInnen in Niger, wie das von außen aufgesetzte Gebot der „Partizipation“ der Einheimischen zu Handlungsunsicherheiten und in unlösbare Probleme führt. Entsandte Fachkräfte reagieren auf die „Tyrannei der Partizipation“ (Cooke/Kothari 2001), indem sie sich den Beziehungen zur lokalen Bevölkerung entziehen. Die Unmöglichkeit, dem Partizipationsgebot in der Praxis gerecht zu werden, führt dazu, dass sich die frustrierten ExpertInnen von der Lebenswirklichkeit ihrer Angestellten und beruflichen *counterparts* abschotten.

Die abgehobene Lebensweise der ExpertInnen im Einsatzgebiet ist eine zweite große Linie der Kritik an ihnen. Sie „bilden Experteninseln mit eigener Infrastruktur. Sie haben bevorzugte Wohngebiete, Restaurants und Hotels und Schulen. Ihre Angestellten und Häuser reichen sie untereinander weiter. In ihrem Ghetto sind sie unter Ihresgleichen und die fremde Lebenswelt auf gebühlichem Abstand“ (Rakelmann 1991: 162, 170). Sie leben in einer abgeschlossenen Mikrogesellschaft mit eigenen Lebensformen auf der Basis eines internationalen Gehalts, mit Clubs und Zirkeln, aus der sich nur wenige heraushalten wollen oder können. Darin unterscheiden sie sich nicht wesentlich von anderen *expatriates* wie DiplomatInnen oder Wirtschaftstreibenden. Bemerkenswert für Menschen, deren Anspruch ja der Transfer von Wissen und Praktiken von Entwicklung an „lokale“ ExpertInnen und an die Zielpopulation ist, ist der Mangel an Kontakt zu diesen „PartnerInnen“ im Alltagsleben. EntwicklungsexpertInnen bilden lebensweltliche Enklaven aus, die mehr auf globaler Ebene untereinander verbunden sind als mit der „lokalen“ Gesellschaft. Diese Mikrogesellschaft als Teil der *expatriate community* von Kampala hat mehr gemeinsam mit jener von Managua, und EntwicklungsexpertInnen wechseln ohne größere Schwierigkeiten von der einen in die andere, weil sie dort wesentlich bessere Anknüpfungspunkte finden als mit den jeweiligen ugandischen oder nika-

raguanischen ProjektpartnerInnen. Von Kampala nach Managua ist es ein kürzerer Weg als von der ugandischen Hauptstadt in das nächstgelegene Dorf. In ihrem lokalen Umfeld sind EntwicklungsexpertInnen isoliert. Sie sind potenzielle WeltbürgerInnen innerhalb eines tendenziell ortsungebundenen globalen Milieus, aber das Milieu ihres lokalen Arbeitsumfelds bleibt ihnen oft verschlossen. Sie scheinen eigene interkulturelle KommunikatorInnen zu benötigen – das ist ein wachsender Sektor von Expertise (Hüsken 2006; Nolan 2002; Stirrat 2000). Solche Situationen begünstigen die Entwicklung neokolonialer Lebenshaltungen und Verhaltensweisen, die nicht zuletzt auch die Reintegration von EntwicklungsexpertInnen in ihre Herkunftsgesellschaft erschweren.

Wenn man heute von *Entwicklung*, *Entwicklungspolitik*, *Entwicklungshilfe* und *Entwicklungsforschung* spricht, dann meint man wie selbstverständlich Begriffe, Modelle und Praktiken, die zwar universelle Gültigkeit beanspruchen, sich aber auf eine „westlich“-kapitalistische Entwicklung beziehen. Das war nicht immer so. Die „sozialistische“ Welt hielt eigene Varianten von Entwicklung bereit, die sich in vielem von den „westlichen“ Konzepten unterschieden, aber doch eine Reihe gemeinsamer Vorstellungen von industrieller Entwicklung und damit zusammenhängenden Verhaltenserfordernissen des Individuums aufwies. Auch das ruft uns der Beitrag von Hubertus Büschel in Erinnerung. Ein weitgehend vergessenes Kapitel der globalen „Entwicklungshilfe“, in diesem Fall der „sozialistischen Hilfe“ als „Süd-Süd-Kooperation“, ist der Einsatz von chinesischen und kubanischen zivilen ExpertInnen in Afrika. Alicia Altorfer-Ong beschreibt chinesische Personalentsendungen nach Tansania. Die chinesischen SpezialistInnen lebten – wie auch die KubanerInnen in Afrika – einfach und vergleichsweise nah an den Lebensverhältnissen ihrer lokalen *counterparts*. Das bedeutet nicht, dass sie weniger abgeschottet waren als ihre „westlichen“ KollegInnen. Alltagskulturelle Unterschiede führten auch in ihrem Fall zu einer Situation der Separierung von der einheimischen Bevölkerung. Der frugale Lebensstil, die Bescheidenheit und eine strenge Arbeitsethik hoben sie aber deutlich von den „westlichen“ ExpertInnen und teilweise auch von jenen der DDR ab. Die ChinesInnen praktizierten eine stark „politische“ Form der „Süd-Süd-Kooperation“ als Hilfe zu einer „sozialistischen Entwicklung“. Dagegen zeichnet sich die Entwicklungszusammenarbeit „westlichen“ Zuschnitts gerade dadurch aus, dass sie politische Probleme

als technische reformuliert und entsprechend technokratische Interventionsmodelle verfolgt (Ferguson 1997).

Ein eigener Diskurs wird in den Gesprächen sichtbar, die Gerald Hödl mit österreichischen EntwicklungshelferInnen führte. Für sie ist der Einsatz im Entwicklungsland im Prinzip kein eigener Erwerbszweig. EntwicklungshelferInnen üben ihre Tätigkeit für die Dauer ihres Einsatzes aus, um dann wieder in ihr Herkunftsland zurückzukehren. Bei dieser Personengruppe kann im Unterschied zu EntwicklungsexpertInnen, von denen vor allem eine professionelle Berufsausübung erwartet wird, ein höheres Ausmaß an idealistischer Motivation vorausgesetzt werden. Hödls Interviews zeigen Spuren eines eigenen Entwicklungsdiskurses, der aus dem Missionswesen hervorgegangen ist. Diese Denktradition ist zwar in der ursprünglichen Form heute marginalisiert und vom Mainstream-Entwicklungsdiskurs überlagert. Doch findet sie sich in Grundeinstellungen mancher EntwicklungshelferInnen nach wie vor wieder. „Entwicklung“ definiert als Wachstum materiellen Wohlstands mit dem Endziel einer entwickelten Konsumgesellschaft mag christlich motivierten EntwicklungshelferInnen als parareligiöse Rostow-Konkurrenzteleologie erschienen sein. Der christliche Universalismus denkt nicht vorrangig in Kategorien von „Entwicklung“, in denen die Unterentwickelten entwickelt werden, sondern in solchen von „Mission“, in denen Ungläubige bekehrt werden sollen. Jeder Mensch kann im Glauben und in seinen Praktiken so werden wie wir selbst, könnte als die Quintessenz dieses Universalismus formuliert werden. Jeder Mensch kann den Erwerbsgeist und die damit zusammenhängenden Einstellungen und Praktiken entwickeln, die zu materiellem Wohlstand führen, wäre die Grundeinstellung derjenigen, die an das Wachstum von Wohlstand glauben. Jeder Mensch kann auf einen „sozialistischen Entwicklungsweg“ gebracht werden, könnte ein drittes, heute verschüttetes Konzept von Entwicklung als Fortschritt zum Sozialismus resümiert werden.

Die Redewendung, die Hödls GesprächspartnerInnen häufig verwenden: „Wir lernen mehr, als wir geben können“, zeigen eine Verbindung zwischen der Entwicklung Anderer mit Selbstentwicklung. Entwicklung ist kein einseitiger Transfer. „Wer entwickelt wen?“ – diese Frage stellen sich die InterviewpartnerInnen. Das ist Ausdruck einer Vorstellung, dass „EntwicklungshelferInnen“ ihren „Dienst“ an bzw. ihren „Einsatz“ zur Entwicklung der Zielpopulation und des Einsatzlandes zur Selbstentwick-

lung nützen. Sie zeigen in der Selbstdarstellung im Unterschied zu professionellen ExpertInnen eine „Entwicklungs- und Selbstentwicklungs“-Absicht, die als Persönlichkeitsentwicklung, etwa durch Distanzierung aus dem „Überentwicklungs“-wohlstand erscheint. Einen „nützlicher Dienst“ leisten, eine „befriedigende“ oder „sinnvolle“ Tätigkeit ausüben, „Verantwortung tragen“, „von den Menschen vor Ort lernen“, das wird als Nutzen des „Einsatzes“ für die eigene Entwicklung angegeben. „Irgendwo ist man natürlich auch ein anderer Mensch geworden“. Die Erfahrungen, die EntwicklungshelferInnen mitnehmen, verändern auch sie selbst. Entwicklungseinsatz als Mittel der Selbstveränderung – das war eine heute weitgehend vergessene große Debatte in den Aufbruchsjahren der westdeutschen EZ zu Beginn der 1970er Jahre. Die Konfrontation mit dem Andersartigen sollte den EntwicklerInnen auch Anstoß zur Selbstreflexion und zur Selbstkritik sein und damit der Entwicklungsprozess zu einem wechselseitigen werden.

Absichten sagen bekanntlich zwar wenig über die Praxis aus und viele AkteurInnen der EZ sind subjektiv von den besten Absichten geleitet. Professionelle Expertise hat mit Selbsterfahrung nichts zu tun, würden viele ExpertInnen einwenden. Menschen mit guten Absichten, deren Arbeit zu diesen Absichten gegenteilige Effekte zeitigt, gibt es genug. Doch wird auch bei professionellen ExpertInnen die Bedeutung von Erfahrungswissen zunehmend geschätzt, und als eine Form dieses Wissens könnte man unter anderem auch die durch Reflexion von Einsatzerfahrung gebildeten Persönlichkeitseigenschaften verstehen. Die zitierten EntwicklungshelferInnen formulieren den Anspruch, dass Entwicklung ein Fortschritt in Richtung Befreiung sein möge, der sich aus der Wechselwirkung von Entwicklung und Selbstentwicklung ergibt.

Spricht man mit entsandten EntwicklungsexpertInnen vor Ort, wird die ganze Ambivalenz ihrer Existenz deutlich. Groß sind die Probleme der Kommunikation und der Zusammenarbeit mit den Einheimischen. Die Projekte funktionieren nicht so, wie sie sollten, Abmachungen werden nicht eingehalten, die Einheimischen verhalten sich gleichgültig oder rätselhaft, und ohne „Aufsicht“ bricht alles zusammen. Oft fragt man sich, was man hier eigentlich zu suchen hat. Ist der/die internationale ExpertIn mehr als die Brücke, über die Geld an lokale Chefs fließt? Manche reagieren auf den Stress einer fremden, unberechenbaren Arbeitssituation, indem sie

sich isolieren, den Alkoholkonsum steigern, sich ein koloniales Verhalten gegenüber subalternen MitarbeiterInnen zu eigen machen, Zynismus bei der Arbeit und in den menschlichen Beziehungen Raum geben, Verhaltensweisen entwickeln, die im Jargon der Entwicklungsleute mit dem Begriff „Verbuschung“ beschrieben werden. Manche fangen an, sich vor dem Hintergrund eines kolonialen Settings für Menschen besonderen Zuschnitts zu halten. Andere wiederum schaffen etwas Neues. Sie sehen Situationen der Zusammenarbeit mit Menschen, deren Ertrag doppelt und dreifach so groß ist als im übersättigten Europa. Die Arbeit wird beflügelt durch das Gefühl, sinngelitet an etwas Wichtigem mitzuarbeiten, ein Wissen anzubieten, das gebraucht wird. Und das Leben ist doch schöner hier als in Düsseldorf, meint ein Langzeitexperte an einem milden Abend auf den Hügeln der tropischen Stadt.

Die Beiträge dieses Hefts geben Eindrücke von den vielfältigen Arbeits- und Lebenssituationen von EntwicklungsexpertInnen, die sich einfachen Beurteilungen entziehen. Sie mögen auch Material für die Beantwortung der Frage liefern, die sich jenen aufdrängt, die sich mit diesem hybriden Bereich beschäftigen: Was ist „Entwicklungshilfe“? Eine Variante der Außenpolitik und der Außenwirtschaftspolitik, die nach deren Machtlogiken funktioniert? Oder ein Sektor, in dem die Geberländer ihre Moral exponieren: Entwicklungszusammenarbeit als *moral universal*, als globaler Standard? Diese Frage wird sich weiterhin jeder und jede selbst beantworten müssen. Aber wir hoffen, dass die Beiträge dieses Hefts über die Sendboten von Entwicklung Gedanken dazu stimulieren.

Literatur

- Cooke, Bill/Kothari, Uma (Hg., 2001): Participation: The New Tyranny? London/ New York: Zed Books.
- Evers, Hans-Dieter (2005): Wissen ist Macht. Experten als Strategische Gruppe. ZEF Working Paper Series 8. Zentrum für Entwicklungsforschung, Universität Bonn. www.zef.de/fileadmin/webfiles/downloads/zef_wp/WP8_Evers.pdf, 27.7.2010.
- Ferguson, James (1997): The Anti-Politics Machine. „Development“, Depoliticization, and Bureaucratic Power in Lesotho. Minneapolis/London: University of Minnesota Press.

- Hüsken, Thomas (2006): Der Stamm der Experten. Rhetorik und Praxis des interkulturellen Managements in der deutschen staatlichen Entwicklungszusammenarbeit. Bielefeld: transcript.
- Illi, Holger (2001): Development Experts at the Interface. Research Report. Bielefeld: Sociology of Development Research Center.
- Knoll, Lisa (2004): Beyond Cultural Differences. „Intercultural“ Co-operation in a German/Sri Lankan Development Project. In: Internationales Asienforum 3-4, 295-306.
- Mosse, David (2005): Cultivating Development. An Ethnography of Aid Policy and Practice. London/Ann Arbor: Pluto Press.
- Nolan, Riall (2002): Development Anthropology. Encounters in the Real World. Boulder/Oxford: Westview Press.
- Rakelmann, Georgia (1991): Expertenkultur. In: Dirmoser, Dietmar/Gronemeyer, Reimer/Rakelmann, Georgia (Hg.): Mythos Entwicklungshilfe – Entwicklungsrüinen: Analysen und Dossiers zu einem Irrweg. Gießen: Focus, 157-174.
- Rottenburg, Richard (2002): Weit hergeholte Fakten. Eine Parabel der Entwicklungshilfe. Stuttgart: Lucius und Lucius.
- Stirrat, Roderick L. (2000): Cultures of Consultancy. In: Critique of Anthropology 1, 31-46.

Berthold Unfried
Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte
Universität Wien
Dr.-Karl-Lueger-Ring 1
A-1010 Wien
berthold.unfried@univie.ac.at

THOMAS HÜSKEN

**Outside the Whale¹: The Contested Life and Work of
Development Experts**

In critical studies of development cooperation the role of development experts as agents of change and transformation has often been questioned. This is particularly true with regard to the anthropology and sociology of development. Particular studies (Betke et al. 1978) have dealt with the selective perception of experts towards the complex realities of developing societies. Such critiques typically focused on the adoption of elite perspectives towards such societies, instead of dealing with the worldviews and needs of ordinary people.

The German social anthropologists and sociologists Karola Elwert-Kretschmer and Georg Elwert (1991) have presented the counter perspective on the development of the local population in Benin in their book *Mit den Augen der Beniner, eine Evaluation von 25 Jahren DED in Benin* (In the eyes of the people of Benin – an evaluation of 25 years of the German Development Service in Benin). The phenomenon of development experts' insulation from the surrounding society was one finding of their study. Gudrun Lachenmann (1991) studied how expert discourses constitute a specific reality. Her study shows how these discourses systematically exclude forms of knowledge and practice that do not conform to the technocratic paradigm of development experts. Thus, the development discourse creates 'systems of ignorance' by disconnecting expert knowledge from other forms of knowledge. On the international level, Arturo Escobar (1995) criticized the discursive power of development by emphasizing the 'invention' of the third world by think tanks and the professionals involved in development cooperation. There is no doubt that these critical contributions have fundamentally changed the discussion on development cooperation. However, the critique also promotes the perception of development as a coherent and

powerful institutional formation and mindset. Hence, it turns into a kind of development machinery (Ferguson 1990)² that is perceived to be instrumental in furthering a selective understanding of development within societies.

As other social anthropological studies on development have shown (Bierschenk 2008), the diversity of ideas and understandings of development are a core problem in projects and programmes, just as are power and the control over resources. In this understanding, development projects are competitive arenas in which strategically operating actors each pursue their particular ends. My own research shows that this competition is very much determined by informal processes with a multiplicity of actors, rules and power-relations (Hüsken 2006). Instead of common notions about the superiority of expert discourses and practices, my article tries to explore the contested life and work of development experts. This contested life and practice lies beyond the formal discourse of policy papers or the documents of inter-governmental negotiations and their academic critique. My paper predominantly refers to those processes of development that take place in concrete projects and programmes. Similar to Mosse (2004), I understand these realms as a particular sphere of action that establishes ideologies and practices which differ from the official development discourse.

My article is based on participant observation, interviews and a quantitative survey in governmental development projects of the German Agency for Technical Cooperation (GTZ) and their social environments in Egypt, Jordan, Yemen and Palestine in the years between 2000–2004 (Hüsken 2006). In 2008 and 2009 the empirical basis was broadened by additional field studies in Egypt and Libya, and by interviews and group discussions with 20 development experts of the GTZ who worked in Afghanistan, Pakistan and Saudi Arabia³. Whenever I talk about research findings, they are based on these studies.

I. Experts

Development experts are commonly viewed as representatives of the development machinery. They are often treated as a coherent professional group with similar educational backgrounds, professional ethics and world-

views. However, my research on German development experts in the Middle East contradicts this notion.

The German development economist Dieter Weiss has shown that the consensus on ethics and values among colonial public and military servants formed a cornerstone of the British Empire (Weiss 1994: 11). However, a consensus of this kind does not exist among modern development experts. Instead, they differ in worldviews and orientations and in their educational backgrounds. Development experts represent a very heterogeneous professional group that lacks a coherent professional organisation and suffers from the absence of long-term prospects⁴. The job market for development experts is precarious and insecure: positions are created or cancelled depending on the budgets of the public sector, which themselves depend on the shifting agendas of politicians and on parliamentary decision making. Thus, development experts find themselves in an intense competition for jobs that are relatively scarce. One remedy against this situation is a form of self-organisation based on networking and clientelism. Experts form clans and networks in which information, mutualities and services are circulated and exchanged. This is particularly true for the distribution of jobs. However, what might be a successful strategy within these networks makes for a very low job market transparency for outsiders. The scale of these networks is relatively small and they are based on the face-to-face relations of a limited number of specific individuals. Thus, the experts I dealt with are not part of a newly emerging transnational strategic group in the global arena, as Evers (2005) has described them.

The days of development cooperation as mere technical assistance are long gone. Nowadays the moderation and organisation of different social, political, economical and cultural interests (and their agents) in contexts of change, transition and conflict (or post-conflict) belong to the tasks of development experts. They do this work in an environment of unclear mandates, a weak back up of their agencies and almost no means of enforcing their targets (Vogt-Moritz 1991). Development experts are not protected by international law like diplomats are. As a general rule, they have only temporary job contracts with no guarantee for further employment, and they cannot force partners to cooperate.

The institutional actors and the formal and informal agents in the development arenas are diverse and quite different in type and rationale. Although

the classical relation between experts and the local target group is still relevant, we also have to consider the influence of government bureaucracies in the donating and the recipient country, as well as in the central offices of development organizations. In addition, the role of different development organisations acting as competitors in a ‘market of development’ creates a tendency for quick deals (in order to appropriate budgets) instead of measured and critical evaluations. In countries such as Yemen or Afghanistan the emergence of non-state forces in politics, such as warlords, resistance fighters and organized crime, play a particular role. Here, the increasing influence of the military and secret services has transformed the meaning and realities of development into a rationale of security policies. Thus, the arena has changed over time and the setting has become more heterogeneous.

2. Partners and Political Environments in Development

As a rule, governmental development organisations have to deal with the authorities and local institutions of the state in the recipient countries. In the past two decades a great deal of the German governmental development cooperation effort has been dedicated to the reform of governance. In more recent years this spectrum has included the reconstruction or rehabilitation of statehood in countries like Afghanistan and Yemen.

Although the slogan ‘good governance’ has been successfully marketed in the political field in the West, little is known about its practical implications for development experts. In countries like Egypt, Jordan, Yemen or Palestine the reform of governance and of the state is a highly politicised endeavour. Although a country like Egypt seems to be comparatively stable and capable of acting on its own, recent studies reveal complex micro-politics that take place beyond the facade of statehood (Kienle 2001). Development experts in Egypt are confronted with a regime of competing and cooperating networks that have successfully privatised the state. These networks – among them the old and the new neoliberal elites and particularly the extended neo-royal family of Hosni Mubarak – use the state for the legal and illegal appropriation of material resources and the accumulation of power. State institutions and agencies are pervaded by informal arrangements such as old boy and family networks. Consequently, the development of compe-

tent policies and reform programmes is often hindered by a general struggle for power which forms an impediment to attaining such goals (Weiss 1994). This is particularly true for development programmes that contain policies of privatisation, deregulation, or simply of budget cuts. In the case of Jordan and even more so in Yemen we find neo-tribal forms of political organisation that dominate or at least influence the character of statehood. This has consequences for development experts in their relations with local partners. Furthermore, it is a matter of fact that countries of geo-strategic importance, such as Egypt, can rely on a 'market of development offers' that does not run dry even when development agreements and contracts are undermined, violated or broken.

Despite the shift that has occurred since the 1990s from concrete local projects to a somewhat more complex programme approach, the classical relation between experts and the local target group is still relevant. However, some actors and practices have changed. This is particularly true with regard to recipient ministries and other state agencies. Development experts are confronted with a growing number of 'local experts' trained at western universities, experts who reverse the traditional relation between the knowledgeable foreigner and the local partner in need of advice. Quite frequently, working groups of such local experts 'coordinate' development activities and development experts according to the local agenda.

Even in the more 'classical' field of rural development in countries like Yemen or Afghanistan, the world of development has changed. As a consequence, foreign experts are challenged by professional development brokers, who are skilled specialists in the appropriation of aid and assistance. These brokers try to reformulate activities according to local agendas – and quite frequently also according to their own entrepreneurial plans. For non-state actors such as warlords and political entrepreneurs in countries like Afghanistan, aid is a resource in their struggle for political power. In both cases we are not dealing with naïve actors who will easily conform to the advice of development experts. On the contrary, even rural development is politically charged and the role of locally and regionally powerful actors is virulent.

3. The Distribution of Power

Despite the above-mentioned post-modern criticism of the hegemonic aspects of development, the analysis of the practice of development provides us with a more differentiated picture that reveals the faulty design of the process as such. To this day, a key problem has been that models and programmes of development are almost solely fabricated in the headquarters of development agencies. They represent a selective understanding of what development is and how measures should be designed and implemented. Although this structural defect does not in itself cause a hegemonic relationship, it does affect the controversial processes of appropriation where development actually takes place.

It is common knowledge among the development experts I visited and interviewed that depoliticised development plans are translated into a rationale for technical assistance (Ferguson 1990; Rottenburg 2009). Such plans may work in the world of intergovernmental delegations and negotiations but they exclude local stakeholders and local ideas. As a result, they have only little to do with the practice of development. Hence, the traveling models⁵ of development have to be reconceptualised and translated to fit the local arena. This controversial practice begins after contracts have been signed and the delegations disappear. The formal western legal security of *pacta sunt servanda* has little meaning 'on the ground'. Once abroad, development experts become part of a local political arena in which the actual shape of a development project has yet to be negotiated. The distribution of power in these arenas is polycentric and diverse and it varies according to the situation, the context and the actors involved. Development experts must work with unclear mandates, weak support from the home organisation and almost no means of enforcing their views. They are not as sacrosanct as diplomats and they lack the force that the military can apply. The extension of their limited contracts is often connected to the 'good conduct' of the project and is not furthered by the disclosure of hidden politics. The threat of closing a project down does not unduly scare local actors. They know that the development market will provide the next project before too long.

Quite frequently, maintaining the balance of power and interests among the strategic actors that have a role to play in the project environment becomes the main task of the development expert (Hüsken 2006). Thus, a

bricolage of formal and informal practices instead of rational bureaucracy is at stake. Such processes can take quite different shapes. In some cases, we can observe informal but effective cooperation between development experts and local actors. In addition, my own long term study of a GTZ-Project in the borderland of Egypt and Libya shows how local actors like Bedouin political entrepreneurs have far more decision making power over the implementation of development policies than development experts (Hüsken 2009). In other cases, such as in Afghanistan, alliances between experts and the locally and regionally powerful might be in conflict with the general development plan for the country. Here, the term “twilight institutions” introduced by Lundt (2006) ironically refers to development practices and not to emerging forms of politics between state and non-state bodies. Another perspective focuses on the takeover of central functions of the state by development organisations. This does not only induce the erosion of the state’s legitimacy (Neubert 1997), but can also lead to a ‘para-sovereign rule of development’ (Klute/Trotha 1999).

4. Development Agencies

The interaction between development experts and the head office in Germany, as well as with the Ministry for Economic Cooperation and Development, are complex, contradictory and delicate. First of all, we can identify an elementary difference between the logic and practices in the head office and those of development experts in the field. At the head office it is imperative to look for new budgets. Plans have to adapt to the currents of national politics. Thus, there is a need to produce development concepts and plans that conform with requirements and politics. Experts in the field look how to get things done in more pragmatic ways. A coherent combination of these approaches has not yet been achieved. At times the practical work cannot keep up with the speed with which new concepts and ideas are produced.

Consequently, it is not uncommon that a project is carried out in, for example, rural development, whereas the experts in the headquarters consider this approach dead and buried. The relations between the centre (headquarters) and the periphery (projects and programmes) are therefore

also shaped by concrete conflicts of interest. The antagonism between the inside and the outside turns into an emotionally loaded competition about ideas, power and budgets.

Yet another aspect of development agencies might be even more important. This aspect is connected to what I call 'permanent revolution and fragile moral economy'. The seemingly infinite series of organisational reforms in the German development apparatus has led to the abolishment of the institutional separation of tradition and innovation. The experts in the headquarters are exposed to a vortex of change in which reliability is replaced by insecurity about what should be kept and what needs to be changed (Elwert 2000). However, incomplete organisational reforms can produce massive development blockades. Ironically, what seems to be a characteristic of developing countries is also a predicament of development agencies. This fragility is further nurtured by the already mentioned policy of temporary contracts, which not only creates a lack of formal security for the experts but also causes a lack of trust towards the employing agency, a factor that has emotional and psychological effects.

However, there is still another topic that needs to be discussed. In the past twenty years the scope of German governmental development cooperation has dramatically expanded. Nowadays, development experts are expected to rehabilitate statehood in Afghanistan, they are sent to introduce models of conflict mediation in Palestine and are expected to reform the vocational training sector in Egypt. However, the increasing complexities of development tasks are not accompanied by coherent and clear concepts of management, policy skills and intercultural communication. The process of supervision of the work on the ground is particularly weak and it leaves development experts, with all their experience and challenges, to fend for themselves. They themselves have to ensure predictability and trust. We find networks and clans who form informal moral and strategic groups⁶ in order to anticipate the complexities of the field and the organisational turmoil of their German employer. It is beyond doubt that informal relations and practices play an important role in bureaucratic organisations. They are the domain of the 'moral economy' (Elwert 1985), which is an informal economy of gifts and reciprocal exchange among people who work in an institution. The moral economy produces trust and is an indispensable element of the stability of institutions. People within these groups and inter-

personal networks exchange knowledge, share experience and effectively organise assistance. In the world of development experts these networks and moral communities consist of colleagues from previous projects, consultants who have contributed to the success of a programme, as well as former fellow students who work in other projects or are situated in agency headquarters or ministries. These networks create predictability and trust. They are specialized in bypassing extensive bureaucratic routines in order to accelerate decision-making. However, as the access to these networks for outsiders is limited, they also carry the air of exclusivity and transience. Networks might change or even disappear when people leave and interpersonal ties change. Hence, they cannot replace a functioning formal organisation that treats every member of an institution according to a set of clear and authoritative rules. If informal relations are not accompanied by a reliable and effective formal order, the character of an organisation can change into a polycentric order of competing informal networks. The decentralised structure of projects and programmes enforces this phenomenon. Although these problems are commonly acknowledged by experts in the field and in the headquarters, they are not officially addressed because they do not fit the image of development agencies as ‘worldwide partners for the future’⁷.

Looking at the way development organisations interact reveals another secret and precarious dimension. To their partners, development organisations advocate transparency and cooperation as key elements of good governance. However, this conduct is not typical of their own practice. On the contrary, competition and insularity characterise the way development organisations deal with each other. To understand this, we have to consider the fact that development organisations act as competitors in a world wide ‘market of development’. This market is shaped by a specific political economy of aid and development assistance that directs budgets and resources according to the geo-strategic considerations of governments in the leading industrial nations. However, these budgets are raised within the public sector and are financed through taxes. Thus, they are limited in scale and in most of the cases also temporal. Beyond the realms of policies and conceptions every development organisation seeks to secure its continued existence as an organisation. This is why the appropriation of budgets is vital (Quarles van Ufford 1993). In the words of a development expert working in Afghanistan, “[t]he development caravan follows the budgets and not

the conceptions” (group-discussion with four GTZ experts, Berlin 2009). When budgets are announced and resources are allocated development agencies place their bids. They become competitors instead of partners. The willingness to cooperate and to coordinate is replaced by a culture of distrust (Hüsken 2008). As a leading development expert in Pakistan puts it: “It is already difficult enough to deal with the Pakistani official partners but the fellow donors are worse. Meetings are used to draw us out. We do not trust each other. Instead we compete for budgets in a very severe and unfair way” (Interview with GTZ expert, Berlin 2009).

The results of these processes are multifold. To begin with, the lack of coordination is an impediment to coherence. Instead, a multiplicity of different development approaches with contradictory trajectories has evolved. In Egypt, four international governmental donors currently promote their own national concepts of vocational training without any kind of coordination. In Afghanistan, the development market is enlarged and diversified further by the military. Here, the German army not only performs military tasks, but is also active in development assistance – without any kind of particular qualification or institutional experience.

With regard to the experiences on the African continent, authors such as Beck (1991) have uncovered the appropriation of development aid as a core strategy of ‘predatory elites and regimes’ (Fatton 1992). However, we also find situations in which the administrations of the recipient countries are simply overwhelmed by the competing and contradictory approaches and offers of development organisations⁸. Here, the failure of development is not caused by corrupt regimes but by the heterogeneous conceptions and contradictory practices of development.

5. Conclusion

What Salman Rushdie (1991) has identified as the predicament of intellectuals in globalization is also true for development experts: they are not isolated from the turmoil of globalisation like Jonah in the belly of the whale, nor are they protected by a secure and powerful institutional framework. On the contrary, they are thrown into a stormy sea of cultural norms and identity constructions in flux, into dynamic societies, and even more

so into polycentric currents of social, political and economic interests and power relations. Here, they are not architects or masters of change but actors in a dynamic and controversial process we call development.

As I have discussed above, the construction of the development world is one of the biggest challenges in this context. Hence, development is not only what the recipient countries and people have to achieve. There is a serious need for a conceptual and organisational change in the development apparatus itself. Projects and programmes which are fabricated in the headquarters of development agencies and are transmitted as universal models of development will always suffer from lack of adequacy, because the partners and stake holders in the recipient countries do not participate in the making of these models.

Instead, we should focus on a concerted identification and analysis of development problems and a shared construction of models, and ways of how to change them, which involves western development experts and local and regional partners. Hence, a project or programme should ideally emerge out of a problem analysis ‘from below’¹. However, such an approach would be demanding. Although it would not abolish the central offices and development think tanks of the West, it would indeed shift the emphasis in the identification and resolution of development problems to local and regional arenas, where the actual stakeholders and the target groups live. It would also shift authority. In such a new setting western development experts could become ‘knowledge-brokers’, concerned with the connection and exchange of global and local knowledge in order to initiate creative processes (Evers et al. 2003: 45). One might argue that authoritarian regimes in the developing world would not allow such a form of local and regional participation. Nevertheless, the experience of Christian Vogt-Moritz (Vogt-Moritz 1991) describes such an approach in Senegal on behalf of the GTZ.

In a less radical perspective, we should at least think about the minimum requirements that development experts need in order to transform strategy into cooperative action. Here, as I have tried to illustrate, the management and supervision of processes and also the legal and moral security of experts need development.

¹ The expression “Outside the Whale” is borrowed from the essay *Outside the Whale* by Salman Rushdie (1991).

- 2 Ferguson (1990) uses the term “Anti Politics Machine” to tackle the bureaucratic and technocratic routines of development organisations that systematically negate and exclude the political dimension of development.
- 3 These interviews and group discussions were conducted in Berlin, Jülchendorf, and Eschborn, in Germany.
- 4 Development experts do not belong to a trade union or association of any kind. The majority of experts who work abroad have temporary job contracts (2-4 years).
- 5 I use the term “travelling model” according to Reyna (2007). A travelling model is a procedural plan and practice to identify and solve problems. Typically, one finds these models in the world of development, where a certain plan is designed and fabricated in development think tanks and then exported and applied in other places. See also the research project managed by Richard Rottenburg, “Travelling Models in Conflict Management. A comparative research and network building project in six African countries (Chad, Ethiopia, Liberia, Sierra Leone, South Africa and Sudan)”, which analyses the local adaptation/appropriation of Western models in conflict resolution, as applied in development. The hypothesis of the project is that generalised models about conflicts produced in the West and exported to the South shape local discourses and modes of action.
- 6 ‘Moral’ groups are based on a moral principle of trust and solidarity that shapes the actions and the identity of its members. Strategic groups pursue interests and material goals.
- 7 See <http://www.gtz.de/en/>, 20.8.2010.
- 8 In 2005, Germany, France, The United Kingdom, the United States of America and the United Nations promoted five different and parallel approaches in vocational training in the Governorate of Cairo.
- 9 Evaluation and planning tools partly inspired by Social Anthropology, such as the ‘Participatory Rural Appraisal’ (PRA), have certainly improved the situation. However, the PRA is still an instrument developed by Western scholars and development experts in order to improve the condition of the situation to be developed. The latter are certainly invited to participate, but it is quite questionable as to what extent they really have authority over the potential trajectories of development approaches.

References

- Beck, Kurt (1991): Entwicklungshilfe als Beute. Über die lokale Aneignung von Entwicklungsmaßnahmen im Sudan. In: *Orient. Deutsche Zeitschrift für Politik und Wirtschaft des Orients* 31, 583-601.
- Betke, Friedhelm/Grunewald, Matthias/Weitekämper, Johannes (1978): *Partner, Pläne und Projekte. Die personelle Hilfe der Bundesrepublik Deutschland in West Malaysia*. Saarbrücken: Breitenbach.

- Bierschenk, Thomas (2008): *Anthropology and Development. An Historicizing and Localizing Approach*. Working Paper Nr. 87. Mainz: Department of Anthropology and African Studies, University of Mainz.
- Elwert, Georg (1985): Märkte, Käuflichkeit und Moralökonomie. In: Lutz, Burkhard (Hg.): *Soziologie und gesellschaftliche Entwicklung*. Verhandlungen des 22. Deutschen Soziologentages in Dortmund 1984. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Elwert, Georg (2000): Selbstveränderung als Programm und Tradition als Ressource. In: Hentschel, Beate (Hg.): *Verborgene Potentiale*. München/Wien: Hauser, 67-94.
- Elwert-Kretschmer, Karola/Elwert, Georg (1991): Mit den Augen der Beniner, eine Evaluation von 25 Jahren DED in Benin. In: *Afrika Spektrum* 26 (3), 335-350.
- Escobar, Arturo (1995): *Encountering development. The making and unmaking of the Third World*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Evers, Hans-Dieter (2005): *Wissen ist Macht: Experten als Strategische Gruppe*. Bonn: Zentrum für Entwicklungsforschung, Universität Bonn. http://www.zef.de/fileadmin/webfiles/downloads/zef_wp/WP8_Evers.pdf, 10.8.2010.
- Evers, Hans-Dieter/Kaiser, Markus/Müller, Christine (2003): *Entwicklung durch Wissen. Eine neue globale Wissensarchitektur*. In: Kaiser, Markus (Hg.): *Weltwissen. Entwicklungszusammenarbeit in der Weltgesellschaft*. Bielefeld: transcript, 43-78.
- Fatton, Robert (1992): *Predatory Rule. State and Civil Society in Africa*. Boulder, CO/ London: Lynne Rienner Publishers.
- Ferguson, James (1990): *The Anti Politics Machine. Development, Depoliticization and Bureaucratic Power in Lesotho*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Hüsken, Thomas (2006): *Der Stamm der Experten, Rhetorik und Praxis des interkulturellen Managements in der deutschen staatlichen Entwicklungszusammenarbeit*. Bielefeld: transcript.
- Hüsken, Thomas (2008): *Vertrauen und die Organisation von Heterogenität*. In: Jamal, Elias (Hg.): *Vertrauen im interkulturellen Kontext*. Wiesbaden: VS Verlag, 213-233.
- Hüsken, Thomas (2009): *Die neotribale Wettbewerbsordnung in Grenzland von Ägypten und Libyen*. In: *Sociologus* 2, 117-143.
- Kienle, Eberhard 2001: *A Grand Delusion. Democracy and Economic Reform in Egypt*. London/New York: Tauris.
- Klute, Georg/Trotha, Trutz von (1999): *Parasouveränität. Gedanken über einen Typus intermediärer Herrschaft*. Vortrag auf der Tagung „Macht und Herrschaft“ der Sektion Entwicklungssoziologie und Sozialanthropologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Marburg, 10.-12. Juni 1999.
- Lachenmann, Gudrun (1991): *Systems of Ignorance. Alltags-/Expertenwissen. Wissenssoziologische Aspekte im Kulturvergleich*. Sozialanthropologische Arbeitspapiere Nr. 38. Berlin: Hans Schiler.

- Lund, Christian (2006): Twilight Institutions: An Introduction. In: *Development and Change* 37 (4), 673-684.
- Mosse, David (2004): Is Good Policy Unimplementable? Reflections on the Ethnography of Aid Policy and Practice. In: *Development and Change* 35 (4), 639-671.
- Neubert, Dieter (1997): Entwicklungspolitische Hoffnungen und gesellschaftliche Wirklichkeit. Eine vergleichende Länderfallstudie von afrikanischen Nicht-Regierungsorganisationen in Kenia und Ruanda. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Quarles van Ufford, Philip (1993): Die verborgene Krise der Entwicklungshilfe: Entwicklungsbürokratien zwischen Absichten und Ergebnissen. In: Bierschenk, Thomas/Elwert, Georg (Hg.): *Entwicklungshilfe und ihre Folgen. Ergebnisse empirischer Untersuchungen in Afrika*. Frankfurt am Main: Campus, 121-142.
- Reyna, Stephen (2007): Waiting: The Sorcery of Modernity, Transnational Corporations, Oil and Terrorism in Chad. In: *Sociologus* 1, 21-43.
- Rottenburg, Richard (2009): *Far-Fetched Facts. A Parable of Development Aid*. Cambridge, MA: MIT Press.
- Rushdie, Salman (1991): Outside the Whale. In: *Imaginary Homelands. Essays and Criticism 1981-1991*. London: Granta Books, 87-101.
- Vogt-Moritz, Hans-Christian (1991): Partizipation in der Entwicklungszusammenarbeit. Zehn Thesen und der Fall Dalifort/Dakar. Eschborn: Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit.
- Weiss, Dieter (1994): *Entwicklung als Wettbewerb von Kulturen. Betrachtungen zum Nahen und Fernen Osten*. Diskussionspapier Nr. 22. Berlin: Fachbereich Wirtschaftswissenschaft, Fachgebiet Volkswirtschaft des Vorderen Orients, Freie Universität Berlin.

Abstracts

Dieser Artikel beschäftigt sich mit Prozessen der Entwicklungszusammenarbeit, die sich in konkreten Projekten und Programmen vollziehen. Ich verstehe diese Bereiche als spezifische Handlungssphären, in denen sich Ideologien und Praktiken artikulieren, die vom offiziellen Entwicklungsdiskurs abweichen. Hier agieren EntwicklungsexpertInnen nicht als ArchitektInnen von Wandlungsprozessen, geschützt von machtvollen Entwicklungsagenturen. Vielmehr finden sie sich in die stürmischen, in ständigem Umbruch befindlichen Gewässer aus kulturellen Normen und Identitätskonstruktionen, dynamischen Gesellschaften und insbesondere vielgestal-

tigen sozialen, politischen und ökonomischen Interessengeflechten und Machtverhältnissen geworfen. Auf diese Weise werden sie zu AkteurInnen eines dynamischen und kontroversiellen Prozesses, den wir Entwicklung nennen.

This article refers to those processes of development that take place in practice in specific projects and programmes. I understand these realms as a particular sphere of action that establishes ideologies and practices, which often differ from the official development discourse. Here, development experts are not architects or masters of change protected by a secure and powerful institutional framework. On the contrary, they are thrown into a stormy sea of cultural norms and identity constructions in flux, into dynamic societies, and even more so into polycentric currents of social, political and economic interests and power relations. Thus, they become actors in a dynamic and controversial process we call development.

Thomas Hüsken
Facheinheit für Ethnologie
Universität Bayreuth
GWII Universitätsstrasse 30
D-95440 Bayreuth
thuesken@gmx.de

HUBERTUS BÜSCHEL

Die Moral der ExpertInnen: Krise und Reformen in der westdeutschen „Entwicklungshilfe“ und der ostdeutschen „Solidarität“ in Afrika südlich der Sahara der 1960er und 1970er Jahre

1. Einführung

Im Frühjahr 1973 zog der Wirtschaftswissenschaftler Wolfgang E. Fischer in der Zeitschrift *Entwicklung und Zusammenarbeit* (E+Z) die Bilanz seiner langjährigen Tätigkeit als Entwicklungsexperte in Kenia und Tansania. Schon seit Ende der 1950er Jahre, als sich die Dekolonisation vieler afrikanischer Länder abzeichnete, wäre die Arbeit der ExpertInnen dort immer schwieriger geworden. In den nunmehr unabhängigen Staaten würden die afrikanischen Beamten „größere Mitspracherechte“ bei der Auswahl der Projekte, bei der Ausbildung von Projekten und in den Projekten fordern. Angehörige der afrikanischen Führungseliten sprächen häufig nicht mehr von „Experten“, sondern von „Beratern“, um zum Ausdruck zu bringen, dass man keineswegs gedenke, sich strikt an den Rat der „Ausländer“ zu halten. Die Arbeit der ausländischen ExpertInnen werde häufig als „Einmischung“ verstanden, und es würden Zweifel an deren „Integrität“ und „Solidarität“ geäußert. Sie seien hochmütige, machtgerige und bisweilen gar gewalttätige ErbInnen des Kolonialismus, sei immer wieder zu hören. In Tansania und anderen sozialistischen Ländern hieße es häufig, dass ein „kapitalistischer Volkswirt“ doch gar nicht in der Lage sei, „den ‚richtigen‘ methodischen Ansatz“ zur Entwicklung einer sozialistischen Wirtschaft und Gesellschaft zu verfolgen. Doch auch in nicht-sozialistischen afrikanischen Staaten seien die Tage der europäischen und nordamerikanischen ExpertInnen gezählt. Häufig würden alt gediente SpezialistInnen von heute auf morgen entlassen und des Landes verwiesen,

ohne dass sie sich irgendetwas zuschulden hätten kommen lassen. Es herrsche eine „Krise der Experten“ in den meisten Staaten Afrikas südlich der Sahara, was für deren Entwicklung – so Fischer – äußerst hinderlich sei (Fischer 1973: 8-II).

Die Äußerungen Fischers sind kein Einzelfall. Sie finden sich zu jener Zeit auch bei westdeutschen, britischen, französischen oder nordamerikanischen KollegInnen (Pflaumer 1976: 30). Fachleute der „internationalen Solidarität“ der DDR klagten über ähnliche Probleme.¹ Dabei galten ExpertInnen als die wichtigsten Akteure westdeutscher „Entwicklungshilfe“ sowie ihres Pendantes der ostdeutschen „Solidarität“. Nur durch qualifizierte Menschen vor Ort könne man – davon waren Beamte, die sich mit Entwicklungspolitik und „internationaler Solidarität“ dies- und jenseits der Mauer befassten – „wirkliche, tiefgreifende und nachhaltige Entwicklung“ bewirken. Auch künftig könnten AfrikanerInnen die „Ordnungsliebe, Tüchtigkeit und organisatorischen Fähigkeiten“ der Deutschen nicht entbehren – so war in der Bundesrepublik immer wieder zu lesen (Schnurer 1969: 25). Wenn den Menschen in Afrika erst einmal ihre „erbärmliche und lebensunwürdige Lage“ bewusst würde, sie erkennen würden, dass sie „wie die Tiere leben“, so konnte man in der DDR vernehmen, dann würden sie einsehen, was sie an den ostdeutschen Beratern hätten.²

Angesichts der Kritik an ExpertInnen und der zu erwartenden geringen Effizienz ihres Einsatzes plädierten allmählich WissenschaftlerInnen wie der Ökonom Klaus Billerbeck dafür, „so wenig Experten wie möglich“ vor Ort einzusetzen (Billerbeck 1961: 61). Es überwogen allerdings in der Bundesrepublik wie in der DDR Stimmen, die forderten, durch Auswahl und Ausbildung der „allgemeinen Expertenmüdigkeit“ entschieden entgegenzuwirken.³

Die Kritik jener Zeit ist ganz maßgeblich auch in historische Forschungen eingegangen. HistorikerInnen heben immer wieder das Scheitern der Entwicklungspolitik nach 1945 hervor (Büschel/Speich 2009: 11-14; Cooper 2010: 17-21). Besonders in den 1950er und 1960er Jahren seien „Entwicklungsruinen“ hinterlassen und Gelder verschwendet worden. Immer wieder habe es Konflikte vor Ort gegeben – und zwar sehr häufig aufgrund des Fehlverhaltens der Fachleute. Dieses Fehlverhalten wird immer wieder als uneingeschränkte Huldigung an westliche Wissens-

bestände, Unkenntnis oder Geringschätzung indigener, lokaler Verhältnisse (Eckert/Wirz 2002: 377), Arroganz und Selbstüberschätzung dargestellt und auf mangelnde interkulturelle Kompetenzen zurückgeführt. Die ExpertInnen werden denn auch als diejenigen beschrieben, die eine regelrecht „gewaltsam“ die Länder der so genannten Dritten Welt durchpflügende „Entwicklungsmaschine“ immer wieder aufs Neue anwarfen und auf Kurs hielten (Ferguson 1990). So wird in zahlreichen Studien das Bild von „Akteuren“ entworfen, die unbeirrt und rücksichtslos auf Planerfüllung ihrer „Modernizing Missions“ ausgerichtet sind (Eckert et al. 2010). ExpertInnen, darüber herrscht weitgehend Einigkeit, waren maßgeblich für die der Entwicklungspolitik immanente Asymmetrie von Macht und Verfügungsgewalten verantwortlich (Escobar 1986; Lepenies 2009). Diese Sichtweise ist durchaus berechtigt. In ihr kommt allerdings nicht zum Tragen, dass es immer wieder Versuche gab, die „Moral“ der ExpertInnen durch Auswahl und Ausbildung zu heben. So rückt ein maßgebliches Kapitel der Entwicklungspolitik nicht ins Blickfeld: Jene Versuche der kontinuierlichen „Entwicklung“ des Entwicklungsgeschäfts selbst und damit der Bildung eines eigenen als „ideal“ eingeschätzten „Stamms“ von ExpertInnen (Büschel 2008b; Hüskens 2006; Maß 2006).

Jenes bislang vernachlässigte Kapitel der Geschichte von Entwicklungspolitik wird in vorliegendem Beitrag behandelt: So wird nach Dimensionen der ExpertInnenkritik nach 1945 ebenso gefragt wie nach der Verflechtung jener Kritik mit der Auswahl und Ausbildung von ExpertInnen. Besonders die beiden deutschen Staaten werden beleuchtet, konkurrierten doch ihre Regierungen in den Zeiten des Kalten Krieges entwicklungspolitisch mit einander. In diesem Wettstreit sollten immer „bessere“ Akteure und „bessere“ Formen der Entwicklungsarbeit aufgeboten werden, wie in Untersuchungen immer wieder gezeigt wurde (Engel/Schleicher 1998; Lorenzini 2003; Schmidt 2003; Schulz 1995). Besonders galt dies für die Hilfe in Afrika südlich der Sahara, jener seit kolonialen Imaginationen regelmäßig als am „bedürftigsten“, am meisten „unterentwickelt“ und kulturell am „fremdesten“ bezeichneten Region (Wirz/Eckert 2004). Welche Formen von Kritik an ExpertInnen gab es, welche Reformen in Auswahl und Ausbildung?

2. Dimensionen der ExpertInnenkritik: von Arroganz und Übermut

In der Tat war die Kritik an europäischen und nordamerikanischen ExpertInnen seit den 1950er Jahren enorm und vielfältig: Im Jahr 1958 erregte der Roman der nordamerikanischen Autoren William J. Lederer und Eugene Burdick mit dem Titel *The Ugly American* nicht nur in ExpertInnenkreisen Aufsehen. Hier war die Rede von einem fiktiven asiatischen Land mit dem Namen Sarkhan, das zwischen die Fronten der USA und der UdSSR geraten war. Die in Sarkhan tätigen EntwicklungsexpertInnen wurden als überaus ignorant gegenüber der ansässigen Bevölkerung, als naiv, dilettantisch und als „typisch neokolonialistisch“ beschrieben (Lederer/Burdick 1965).

Für Aufmerksamkeit sorgte auch die grundsätzliche Kritik am ExpertInnentum des Philosophen und Theologen Ivan Illich. Er bezeichnete die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts generell als Epoche der „entmündigenden Experten herrschaft“. Ihre Macht würden ExpertInnen erst daraus schöpfen, dass sie selbst zunächst „Mangel“ definierten und ein Gefühl des „ Mangels“ verbreiteten. Dann würden sie geradezu „monopolistische“ Wege propagieren, jenen „Mangel“ abzuschaffen (Illich 1979: 13-15).

Auch (west)deutsche ExpertInnen gerieten bald ins Visier der Kritik. Im Jahr 1965 erschien der Bericht *Die Rourkela-Deutschen* des Autors Jan Bodo Sperling (Sperling 1965). Sperling war Leiter des German Social Centre in Rourkela im indischen Bundesstaat Orissa. Dort wurde seit Mitte der 1950er Jahre ein Stahlwerk errichtet, eines der größten Projekte deutscher Entwicklungspolitik überhaupt (Unger 2008). Aus „eigener Anschauung und nächster Nähe“ berichtete er vom angeblich „typisch deutschen Ordnungszwang“ der ExpertInnen, von mangelnder Toleranz, von Grobheiten und Unduldsamkeit.

Freilich beschränkte sich solche (Selbst-)Kritik nicht auf Indien, sondern bezog sich rasch auch auf ExpertInnen in Afrika südlich der Sahara. Aus der (fiktiven) Perspektive eines afrikanischen Counterparts schrieb Fritz Pawelzik, ein Mitarbeiter des Christlichen Vereins junger Menschen, in der Zeitschrift des westdeutschen evangelischen Entwicklungsdienstes *Dienste in Übersee* (DÜ): „Unsere Gemeinde kennt die Deutschen nur ganz hoch über sich, erlebt sie aus Koch-, Gärtner-, Fahrer-, Schreiberperspektive. Wir

möchten sie als Brüder neben uns haben“ (Pawelzik 1969: 17). Manfred Dasio, Entwicklungshelfer des Deutschen Entwicklungsdienstes (DED) in Togo, berichtete gar vom brutalen Rassismus mancher ExpertInnen, wie von dem eines Werkstattvorstehers, „der Lehrlinge, die sich seiner Meinung nach ungebührlich benahmen, von anderen Lehrlingen mit einem Stück Gartenschlauch verprügeln ließ“ (Dasio 1971: 170). Immer wieder war die Rede von „verbohrten Rezeptemachern, hörigen Adlaten, selbstherrlichen Therapeuten“ (Wald 1974: 30) oder von „Erfüllungsgehilfen ohne Herz und Verstand“ (Dolph 1973).

Auch betroffene afrikanische Counterparts meldeten sich wiederholt zu Wort: Wilbert Chagulla, in den 1960er Jahren Rektor des University College Dar es Salaam, prangerte mehrfach die „selbstsüchtige, diskriminierende Haltung“ an, die westliche ExpertInnen gegenüber AfrikanerInnen an den Tag legen würden (Chagulla 1966: 9). Samuel Kodjo, ein Volkswirtschaftler aus Togo, schrieb: Die „Überheblichkeit des weißen Mannes“ sei ein „nahezu institutionalisiertes Rassenbewusstsein“, das besage, der „weiße Mann wisse alles, [...] während die Eingeborenen des Gastlandes Ignoranten seien“ und keinen Beitrag zur Entwicklung ihres Landes leisten könnten (Kodjo 1972: 19f).

In ostdeutschen Medien dominierte vor dem Hintergrund des Kalten Krieges der Neokolonialismus-Vorwurf gegenüber bundesdeutschen oder nordamerikanischen ExpertInnen (Büttner/Rachel 1974). Selbstkritische Stimmen gegenüber den eigenen Fachleuten der DDR gab es freilich nur wenige: Doch ist in Akten, die als „vertraulich“ eingestuft wurden, immer wieder die Rede vom „kleinlichen, egoistischen Denken“, von der Arroganz oder Sturheit der DDR-BeraterInnen oder von „Rassenproblemen“, die den „Freunden in Afrika“ zu schaffen machen würden.⁴ Solche Bemerkungen wiegen umso schwerer, da die Behördenprosa zur DDR generell eher als selbstaffirmativ, beschönigend und verschleiern einzuschätzen ist (Jessen 1997).

Doch wurde nicht nur über das Fehlversagen der ExpertInnen geredet. Bisweilen wurden Projekte durch die zuständigen west- sowie ostdeutschen Stellen vorzeitig abgebrochen, ihre Leiter abgezogen oder sogar von den Behörden vor Ort des Landes verwiesen, wie im nächsten Abschnitt dargestellt wird.

3. Ausgewiesen – zurückgezogen: wenn ExpertInnen untragbar werden

Im Sommer 1969 hatte sich die Regierung Kameruns an die bundesdeutsche Botschaft in Jaunde mit der Bitte gewandt, den Landwirtschaftsexperten Siegfried S. (alle hier und im Folgenden genannten Namen wurden geändert) schleunigst abzuziehen, wenn man vermeiden wolle, dass er ausgewiesen werde. Man warf S. vor, das grundsätzlich „gute Verhältnis“ in seinem Entwicklungsprojekt durch „Reden im Kolonial- und Hitlerstil“ zerstört und einem seiner Counterparts sogar zugerufen zu haben: „Wenn Hitler noch am Ruder wäre, würden wir aus eurer Haut Schuhe machen.“ Die Botschaft hatte jene Vorwürfe überprüft, für weitgehend zutreffend befunden und leitete die Abreise von S. ein.⁵

Die Regierung von Sansibar wiederum weigerte sich im Juli 1966, den Vertrag des ostdeutschen Wirtschaftsexperten Walter W. zu verlängern. Ihm wurde vorgeworfen, immer wieder „ausfällig“ gegenüber afrikanischen Mitarbeitern geworden zu sein.⁶

Aufgrund von anhaltenden „alkoholischen“ und „sexuellen Exzessen“ wurde 1964 die ostdeutsche Krankenschwester Margit S. auf Veranlassung ihrer Vorgesetzten von der ostafrikanischen Insel Pemba nach Ost-Berlin zurückgeschickt. Afrikanischen und deutschen Männern gegenüber sei sie „sehr zudringlich“ gewesen. Man habe sie bald mit einer „Animierdame“ verglichen. Auch Afrikaner habe sie immer wieder „sexuell gereizt“, sie dann vor den Kopf gestoßen, so dass es zu Streitereien gekommen sei. Ihren deutschen Kolleginnen gegenüber hätte sie sich hingegen „roh und unfreundlich“ benommen, selbst wenn diese krank gewesen seien und „wärmste Kameradschaft“ nötig gehabt hätten.⁷

Es war allerdings nicht der Regelfall, dass ExpertInnen zurückgeschickt oder ausgewiesen wurden. Oft blieb es bei Ermahnungen vor Ort, wie bei der Visitation des Bauministeriums der DDR auf Sansibar, bezüglich der zu Protokoll gegeben wurde, dass die „Genossen Spezialisten“ nach einiger Kritik nun „begriffen“ hätten, „dass nur geduldige Arbeit mit den einheimischen Arbeitern zum Ziele“ führe.⁸ Solche Ermahnungen wurden wiederum flankiert durch Begründungen, die man in der Arbeit in „Übersee“ suchte.

4. Erklärungen und Entschuldigungen für Entgleisungen

Westliche SoziologInnen, PsychologInnen und ÄrztInnen suchten für solche Probleme Erklärungen und bisweilen auch Entschuldigungen im Charakter, der psychischen Verfassung und Disposition sowie – wie zu zeigen sein wird – sogar in der Geschlechtsidentität der ExpertInnen. Bekannt wurden in diesem Zusammenhang vor allem westdeutsche Publikationen: So entwarf 1961 der bekannte Psychologe und Entwicklungsexperte Ernst Eduard Boesch eine „symbolische Handlungstheorie“ der Entwicklungspraxis, in der Erfahrungshorizonte, Reibungsflächen und Handlungsmöglichkeiten von ExpertInnen in „Übersee“ prototypisch analysiert werden sollten. EuropäerInnen, so Boesch, seien in „Schwarzafrika“ letztlich zu einem von den „Einheimischen abgesonderten Leben“ gezwungen, wollten sie keine Gefahren für „Leib und Seele“ eingehen. Vieles bleibe ihnen damit „undurchsichtig“, eine „wirkliche Verbindung“ zwischen ExpertInnen und Counterparts bleibe aus (DSE 1961a: 14).

Boesch lehnte sich an den amerikanisch-israelischen Soziologe Eric Cohen an. Dieser nannte den Lebens- und Arbeitsraum von ExpertInnen eine „twilight zone of two cultures“, die ein ständiges Hin- und Hergerissensein zwischen den Kulturen mit sich bringe. Das bedeute Stress, Gefühle der „Verunsicherung und Bedrohung“ und ziehe manchmal ungewollte Überreaktionen nach sich (Cohen 1977: 5). Ähnlich urteilte der Theologe und Psychologe Jochen Schmauch. Rassistische Tiraden seien letztlich doch immer in „Gefühlen des Verlorenseins“ begründet. Besonders während der Arbeit in „Übersee“ strebten ExpertInnen doch oft nach „vertrauten kulturellen Verhaltensmustern“. Würden diese ausbleiben, dann könne es zu „aggressiv-rassistischen Verteidigungsstrategien“ kommen.⁹

Aus der DDR wiederum waren Erklärungen zu vernehmen, die in Richtung „Rassenproblemen“ verliefen. Diese seien stark durch die „Eigenheiten“ der AfrikanerInnen bedingt.¹⁰

Fehlverhalten von ExpertInnen wurde manchmal mit Rekurs auf Größen der Tropenmedizin wie Ernst von Haller auf körperlich-psychische Ursachen zurück geführt. Frauen wiederum sei generell von längeren Aufenthalten in den „warmen Gegenden“ abzuraten (Haller 1951), wurde hier ganz in der diskursiven Tradition der Kolonialmedizin ausgeführt (Büschel 2008a). Nur wenige hätten hier keine Schwierigkeiten, und zwar

jene vom „Typ, den man als unweiblich bezeichnen“ würde (Bandmann 1965: 8). Das „schwache Geschlecht“ würde besonders rasch am „Tropenkoller“ erkranken, da dessen Angehörige nicht „wie der Mann“ über „natürliche Ressourcen“ verfügten, den „sittlichen Anfechtungen“ zu widerstehen, die die Entfernung von der „Zivilisation“, von der Heimat und das im Haushalt gegebene besonders enge Zusammenleben und -arbeiten mit den „Einheimischen“ mit sich brächten. „Nervöse Reizbarkeit“ und „moralisches Absinken“ seien kaum zu vermeiden (Haller 1951). Es käme bald zu „Ausschweifungen“, Zank oder zu einer „ungebührlichen Nähe zu den Eingeborenen“ (Bandmann 1965: 1).

Bezüglich Charaktereigenschaften und sogar Geschlechtsidentität nahmen solche Erklärungs- und Entschuldigungsversuche kulturelle und bisweilen gar somatisch gesehene Diversität als gegeben an. Sie leisteten unter der Chiffre der Reflexion interkultureller Probleme diversen Essentialisierungen Vorschub. Ähnlich wie schon TheoretikerInnen des Kolonialismus untermauerten sie ihre „Zivilisierungsmission“, imaginierten sie auch eine durch zu engen „Kulturkontakt“ bedrohte deutsche oder europäische „Wesenheit“, die sich eben ganz zwangsläufig „verteidige“ (Osterhammel 2007). Verflochten war diese Sichtweise mit der kultureller Unterlegenheit der „zu Entwickelnden“, womit oftmals rassistische Vorstellungen vermeintlich typischer Eigenheiten verbunden waren. Und das geschah im Kalten Krieg durchaus systemübergreifend. In der Definition von idealtypischen sozialen und psychischen Kategorien für ExpertInnen gipfelte diese Sichtweise in der geradezu heroischen Stilisierung der Akteure, die sich auch in den Anforderungen niederschlug, die man an künftige SpezialistInnen stellte.

5. Anforderungen und Auswahl: auf der Suche nach idealen ExpertInnen

Die Anforderungen, was als Ideal bei ExpertInnen zu gelten habe, wurden – wie vieles in der Entwicklungspolitik nach 1945 – global verhandelt (Büschel/Speich 2009: Im Jahr 1949 formulierte der Economic and Social Council der United Nations *Guiding Principles* für EntwicklungsexpertInnen in „Übersee“, die überall auf der Welt verbindlich sein sollten und

an denen sich in der Tat die meisten Entwürfe für entwicklungspolitische Projekte orientierten. Neben ihrer professionellen Kompetenz sollten ExpertInnen über psychische und soziale Kompetenzen wie Geduld, Einfühlungsvermögen, Idealismus und Offenheit gegenüber „fremden Ländern und Kulturen“ verfügen (United Nations 1949). In der Bundesrepublik schrieb beispielsweise der Psychologe Bernward Joerges, dass es in derartigen Zeiten andauernder Kritik dringend nötig sei, einen „moralischen Kodex“ für ExpertInnen zu entwerfen: Ihre „ganz besondere, nur schwer erlernbare Persönlichkeitsstruktur“ dürfe keine „autoritäre[n] Züge“ haben. ExpertInnen müssten außerdem über ein „konfliktfreies Wesen“ verfügen sowie über ein „ausgeprägtes Einfühlungsvermögen in andersgeartete Kulturen und strukturell verschiedenes Denken“ (Joerges 1962: 1127f). In Zeiten des Postkolonialismus, der *Self Reliance* und der *Hilfe zur Selbsthilfe* (Büschel 2009: 175-206) brauche man „Sozialexperten“, die sensibel, doch zielgerichtet auf die „Motivationslage von Gruppen“ einwirken könnten. Nichts dürfe mehr an den „Paternalismus des Kolonialbeamten“ erinnern (Joerges 1962: 1127, 1133). „Sture Menschen“, so fügte der bereits erwähnte Soziologe Boesch hinzu, „Prinzipienfanatiker, Pedanten oder trockene Spezialisten“ hätten als ExpertInnen in „Übersee“ ebenso wenig zu suchen wie „fernwehige Romantiker“ oder „egozentrische, selbstbezogene Erfolgsmenschen“. Gerade ältere Fachleute würden häufig noch dem „irrigen Gefühl“ einer „überlegenen Kultur und Technik oder Persönlichkeit“ anhängen. Sie könne man nicht mehr brauchen. ExpertInnen müssten hingegen fröhlich und umgänglich sein, nicht berechnend, sondern mit „echten sozialem Interesse und warmherzigen Humor“ (DSE 1961a: 10-11). Und in Inspektionsberichten der Bundesbehörden ist immer wieder zu lesen, bei all der Not und den Schwierigkeiten vor Ort sei doch „Idealismus“ für ExpertInnen unverzichtbar, ebenso wie eine „echte Haltung zu den Angehörigen des Entwicklungslandes“.¹¹

Besonders bei ÄrztInnen und Krankenschwestern müsse man auf eine „ausgeprägte Opferbereitschaft“ achten. Schließlich bekämen sie „unglaubliches Elend“ zu sehen unter den „widrigsten technischen, hygienischen und menschlichen Bedingungen“.¹² AgrarexpertInnen wiederum müssten ohne Probleme „Einsamkeit und Abgelegenheit mitten im Busch ertragen“ und besonders geduldig sein. Denn sie hätten immer wieder mit den häufig „sehr traditionellen und verstockten“ EinwohnerInnen abgelegener Dörfer

zu tun. Ein tropischer Landwirt dürfe sich auch trotz Studium „nicht zu fein sein“, selbst den Pflug durch steinigen Boden zu führen. Ein/e LehrerIn müsste ohne Tafel, Kreide und Bücher unterrichten können. „Absolute Tropentauglichkeit“ meine künftig, so wurde immer wieder erklärt, dass ExpertInnen auch über eine „psychische Immunität“ gegen „Abgeschiedenheit und Erfahrungen extremer kultureller Gegensätze“ verfügten. Mehrfach wurde betont, man solle bei der Auswahl der ExpertInnen darauf achten, dass diese „möglichst schon in jungen Jahren eine hervorragende menschliche (charakterliche) Bewährung“ hätten.¹³

Diese Aussagen decken sich weitgehend mit denen in der DDR, obwohl hier meist davon ausgegangen wurde, dass der „sozialistische Mensch“ ohnehin über entsprechende Charakterzüge verfügen würde. Es hieß daher häufig nur: ExpertInnen müssten „Vorbilder und echte Kameraden“ sein.¹⁴ Hinzu kam das Merkmal der Kaderauswahl schlechthin: „politische Festigkeit“.¹⁵

Die praktische Umsetzung dieser Prämissen gestalte sich allerdings schwierig: Das hatte zum einen arbeitsmarkttechnische Gründe. So konnten es sich weder die Bundesregierung noch die Staatsführung der DDR leisten, besonders wählerisch bei ExpertInnen zu sein. Die Kenntnis der englischen Sprache, in der Regel Mindestvoraussetzung für einen Einsatz in „Übersee“, war zu jener Zeit in den deutschen Staaten bei weitem keine Selbstverständlichkeit. ÄrztInnen, Krankenschwestern, LehrerInnen, ÖkonomInnen und AgrarwissenschaftlerInnen, Berufe, die allesamt in Afrika besonders gefragt waren, fanden auch auf dem heimischen Markt mühelos eine attraktive Anstellung. Auch galten auf dem heimischen Arbeitsmarkt die in den Tropen erworbenen Erfahrungen noch nicht als Qualitätskriterium. Unter den ExpertInnen selbst herrschte Unsicherheit, ob nach der Rückkehr nach Deutschland überhaupt eine angemessene Anstellung zur Verfügung stehen würde.¹⁶ So wurde der Einsatz als ExpertIn in vielen Berufsfeldern dieser Zeit in der Regel nicht honoriert, konnte Karrieren sogar behindern. In Gutachten zur Verbesserung der BewerberInnenlage war immer wieder die Rede von der Gefahr der „beruflichen Entwurzelung“.¹⁷ Ein Aufenthalt im tropischen Afrika galt überdies als besonders gefährlich unter sozialen und gesundheitlichen Aspekten, und somit für eine junge Familie ungeeignet. Auch finanziell war ein ExpertInneneinsatz wenig attraktiv. Für ostdeutsche Fachkräfte war allenfalls eine zeitweise im Vergleich zur DDR bessere

Versorgungslage – wie auf Sansibar Mitte der 1960er Jahre – verlockend. Als attraktiv galt auch, dass ExpertInnen anders als DurchschnittsbürgerInnen der DDR mit Devisen ausgestattet wurden und exotische Länder bereisen konnten. Trotz solcher Privilegien überwogen allerdings häufig Bedenken aufgrund kultureller Unterschiede, klimatischer Schwierigkeiten und gesundheitlicher Gefahren (Schulz 2009: 284ff). So konnte in der Bundesrepublik eine allzu umfangreiche Auswahl aufgrund der geringen Zahl an Bewerbungen häufig gar nicht stattfinden, und auch in der DDR kamen nur wenige für eine Entsendung nach „Übersee“ in Frage; und noch weniger nahmen ein entsprechendes Angebot an.

Zum anderen gab es keinerlei standardisierte Verfahren für die Auswahl von Fachkräften: Viele Personalentscheidungen wurden im Westen wie im Osten „informell“ getroffen, von Fachvorgesetzten oder Parteifreunden. Psychologische Eignungstests gab es für ExpertInnen zunächst nicht (Joerges 1962: 1134). Wie schon in den 1950er Jahren wurden bundesdeutsche ExpertInnen häufig aus dem Personalpool des „Deutschen Afrikaver eins“ rekrutiert, der für konservative, an koloniale Traditionen anknüpfende Netzwerke stand (Krämer 1984: 11). ÄrztInnen und Krankenschwestern wurden in der Regel über das medizinische Personal des Auswärtigen Amtes und die Tropeninstitute unter rein fachlichen Kriterien angeworben. Ein Studium der Afrikanistik oder am 1956 aus der Kolonialschule Witzenhausen wiederbelebten Deutschen Institut für tropische und subtropische Landwirtschaft war eine regelrechte Garantie für den Einsatz in „Übersee“ – meist ungeachtet der Charaktereigenschaften, über welche die jeweilige Person verfügte. In der DDR geschah die Auswahl unter ähnlichen fachlichen Gesichtspunkten über die beteiligten Ministerien, den Freien Deutschen Gewerkschaftsbund (FDGB) oder das Afro-Asiatische Solidaritätskomitee, das seit 1973 Solidaritätskomitee der DDR hieß. Künftige ExpertInnen wurden meist von den Dienstvorgesetzten angesprochen, nachdem sie am Arbeitsplatz von KollegInnen und politisch durch die Staatssicherheit überprüft worden waren (Benger 2009: 336; Schulz 2009: 271).¹⁸

Unabhängig von den Rekrutierungsproblemen wurden in der Bundesrepublik Anstrengungen unternommen, beim „dringenden Regelungsbedarf der Expertenauswahl“ Abhilfe zu schaffen. Der Weg zu einer Entsendung als Fachkraft sollte künftig für alle verbindlich die Etappen „Gewinnung, Vorauswahl und engere Auswahl“ beinhalten. Es sollte weniger „[u]nter

der Hand“ vermittelt, sondern durch Broschüren, Zeitungsannoncen und Werbeveranstaltungen „gewonnen“ werden. Die zentrale BewerberInnenkartei der *Garantie-Abwicklungsgesellschaft* (GAWI), eine Vorgängerinstitution der Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ), die Anfang der 1960er Jahre etwa sechstausend Namen und Lebensläufe umfasste, sollte ständig ausgebaut werden. Auch die „Vorauswahl“ sollte allein der GAWI unterliegen, wobei zaghafte Schritte in Richtung psychologischer Überprüfungen gemacht wurden. So sollten vielversprechende Bewerber grundsätzlich mit Ehefrauen eingeladen werden – sofern vorhanden. Denn ein Gespräch mit Paaren werfe ein „deutliches Bild auf die Persönlichkeit des Bewerbers.“ In jener Unterhaltung sollten besonders „Vorurteilshaltungen“ zur anvisierten Einsatzregion, soziale Fähigkeiten und die „Arbeitshaltung“ überprüft werden.¹⁹ In der DDR gab es solche standardisierten Verfahren in den 1970er Jahren nicht. Ähnlich wie in der Bundesrepublik an der Auswahl von BewerberInnen bearbeitet wurde, so wurden auch Möglichkeiten der Verbesserung der Ausbildung reflektiert.

6. Bessere Ausbildung: gewappnet für den „Kulturkonflikt“

In ihrer Stellungnahme zur idealen Ausstattung von ExpertInnen erklärten die Vereinten Nationen 1949, dass man sich künftig intensiver mit deren Ausbildung auseinandersetzen und sie auf den Aufenthalt in „Übersee“ besser vorbereiten müsse (United Nations 1949). Mit der mangelhaften Ausbildung von Fachkräften in der Bundesrepublik befasste sich beispielsweise Anfang der 1960er Jahre der nordamerikanische Ökonom Max F. Millikan, der in einem Gutachten die „bemerkenwert schwachen Leistungen“ westdeutscher ExpertInnen in Afrika unterstrich (Millikan 1963: 14-16). Noch 1969 plädierte der im Auftrag der Weltbank veröffentlichte kritische Bericht zur Lage der Entwicklungspolitik des kanadischen Diplomaten Lester Pearson für die dringend notwendige „Verbesserung“ der ExpertInnenausbildung (Pearson 1969: 224f). Mehrfach erklärte das Bundesministerium für Wirtschaftliche Zusammenarbeit (BMZ), dass „Experten besonders unter psychologischen und sozialen Aspekten“ viel intensiver vorbereitet werden müssten (BMZ 1962: 24f).

Im Jahr 1971 legte der Soziologe Hansjörg Elshorst im Auftrag der deutschen Bundesregierung ein Grundsatzpapier vor, das ausführte, wie man durch Ausbildung den nach wie vor weit verbreiteten „biologischen Kurzschluss, dass soziale Erscheinungen rassistisch begründet“ seien, abtrainieren könne. Ziel sollte außerdem sein, die künftigen ExpertInnen für den unweigerlich eintretenden „Konflikt mit fremden Kulturen“ zu wappnen.²⁰ Neben Elshorst arbeitete der bereits erwähnte Theologe Schmauch an Strategien der Ausbildung.²¹ Immer wieder war die Rede davon, dass man regelrecht „umerziehen“ müsse,²² und zwar durch „emanzipatorische Erwachsenenbildung“. Dazu zählten Selbstkritik, die Entwicklung von „Empathie für die Kultur des Einsatzlandes“ sowie „gruppendynamische Prozesse“, die die Projektarbeit in „Übersee“ zumindest „simulieren“ sollten. Zunehmend sollten auch Menschen aus den Empfängerländern als „simulierende Counterparts“ eingebunden werden, um möglichst „authentische Situationen“ herzustellen (DSE 1970: 28).

In der Praxis fielen die Vorbereitungsseminare meist sehr knapp aus. Seit Ende der 1950er Jahre konnten künftige ExpertInnen einwöchige Kurse an der Evangelischen Akademie Arnoldsheim besuchen, die auf Indien oder arabische Länder „einstimmten“ (DSE 1961a: 4-6). Ähnlich kurz waren die Lehrgänge der Deutschen Stiftung für Entwicklungsländer (DSE) (DSE 1961b, 1962: 12). Überdies wurde häufig die Ausreise so kurzfristig angesetzt, dass ExpertInnen gar keine Zeit mehr für einen Vorbereitungskurs fanden (DSE 1965: 34).

Im April 1965 eröffnete in Berlin mit Unterstützung der USA das Deutsche Institut für Entwicklungspolitik (DIE), in dem „endlich“ – so der damalige Bundesminister für wirtschaftliche Zusammenarbeit Walter Scheel – „Menschen ausgebildet würden, die im Stande seien, eine Begegnung der Kulturen zu vermitteln“ (Scheel 1965). Letztlich sprachen Fallstudien, Exkursionen, Praktika und psychologische Planspiele nur einen geringen Kreis an (DIE 1977: 9). Seit 1968 hielt auch die DSE auf dem Uhlhof in Bad Honnef mehrmonatige Kurse ab (DSE 1968: 19). Mehr noch, die Formen der „emanzipatorischen Erwachsenenbildung“ führten häufig zu Widerständen der zukünftigen ExpertInnen und zu Problemen: In Witzenhausen bei Kassel und in der oberbayerischen Landwirtschaftsschule Feldafing, wo man ebenfalls reformierte Ausbildungskurse anbot, hatten viele Landwirte sich geweigert, an Übungen zur „gruppendynamischen

Selbstkritik“ und zu „Beratungssimulationen“ teilzunehmen (Riebel 1965: 12). Am Uhlhof hatte der Lernpsychologe Rudolf J. Gramke wiederum die Erfahrung gemacht, dass die Kritik von „Einheimischen“ in den Kursen zu Streitereien unter den auszubildenden Fachkräften führte und von den deutschen TeilnehmerInnen eher als „lästige Störung“ denn als „Bereicherung“ empfunden worden sei.²³ Immer wieder brachen AnwärterInnen die Kurse ab und verzichteten auf den Einsatz in „Übersee“ (DSE 1972: 28ff). Bereits Mitte der 1970er Jahre wurde von der „emanzipatorischen Erwachsenenbildung“ wieder Abstand genommen. Künftig sollten mit dem Lehrkonzept *Verfahren und Probleme der Zusammenarbeit* (VPZ) Team-Management, Planung, Durchführung und Gesprächstechniken eher theoretisch erlernt werden, ohne allzu starke Bezüge zur eigenen Person herstellen zu müssen (DSE 1975).

Auch in der DDR wurde immer wieder betont, dass man die ExpertInnen mehr mit dem Einsatzgebiet „vertraut“ machen und sie „schon zuhause besser und gründlicher auf ihren Einsatz vorbereiten“ müsse.²⁴ Anlässlich problematischer Vorfälle in den Einsatzgebieten vor Ort betonte man, dass es sich hier keineswegs um bloße und unvermeidliche „Adaptationsschwierigkeiten“, sondern um das Resultat von Mängeln in der Vorbereitung handele. Das „Expertenkollektiv“ solle schon in der DDR „zusammengefasst“ werden. Diese Maßnahme könne zwischenmenschliche Probleme am Einsatzort abschwächen.²⁵ Mit den in der Bundesrepublik üblichen Kursen der „emanzipatorischen Erwachsenenbildung“ vergleichbare Vorbereitungsseminare gab es in der DDR in den 1960er und 1970er Jahre jedoch nicht. Vorbereitung wurde an den universitären Instituten geleistet, wie dem Institut für Afrikanistik oder dem Institut für Tropenmedizin der Universität Leipzig. Praktisches Wissen – wie tropenmedizinische Grundkenntnisse – lernte man in Wochenlehrgängen; lediglich Sprachkurse konnten über Monate dauern (Müller 2009: 99; Schulz 2009: 268). Die Jugendhochschule Wilhelm Pieck der Freien Deutschen Jugend (FDJ) am Bogensee bei Berlin blieb als Begegnungs- und Ausbildungsstätte vor allem jungen AfrikanerInnen und künftigen Mitgliedern der FDJ-Solidaritätsbrigaden vorbehalten.

7. Schluss

Die Geschichte der Kritik an deutschen ExpertInnen und die mit ihr verbundenen Bemühungen, durch Reformen die Auswahl und Ausbildung „zu verbessern“ war ganz maßgeblich auch eine Geschichte des Kalten Krieges. Gerade die beiden deutschen Staaten konkurrierten immer wieder in ihren entwicklungspolitischen Unternehmungen miteinander, was Auswirkungen auf den Entwurf von Leitlinien eigener EntwicklungsexpertInnen und Versuche, die Auswahl und Ausbildung zu perfektionieren hatte. So wurde in westdeutschen Publikationen wie auch in Verlautbarungen der UNO immer wieder hervorgehoben, dass die eigenen ExpertInnen besonders verständnisvoll, geduldig, humorvoll und aufgeschlossen gegenüber „kultureller Fremdheit“ und Entbehrungen zu sein hätten. Durch interkulturelles Training sollte Konflikten vor Ort vorgebeugt werden. Dabei kam es häufig vor, dass im Rahmen jener Moralisierung von Charakterzügen der ExpertInnen diese als HeldInnen ihrer schwierigen Aufgaben in „Übersee“ stilisiert wurden. Als Kontrastfolie hierfür fungierte Afrika als „Hort zahlloser Gefahren und Unbill“. Wie gezeigt wurde, konnten psychologische, anthropologische und soziale Erwägungen in diesem Zusammenhang bisweilen nicht nur zu Erklärungen, sondern auch geradezu zu Gewalt und Rassismus führen. Damit flankierten, rückblickend gesehen, die Reformbemühungen der Entwicklungspolitik jener Zeit paradoxerweise bisweilen gerade die rassistischen, die Menschen vor Ort abwertenden Sichtweisen oder gar gewaltsame Praktiken, gegen die angegangen werden sollte.

- 1 Bundesarchiv (BArch) Berlin-Lichterfelde, Stiftung Archiv Parteien und Massenorganisationen der DDR (SAPMO), DY 30 IV A 2120 956, Bericht zum Verhältnis DDR/Sansibar vom 12.5.1970. Frau Patricia Lanois ist für zahlreiche Korrekturen zu danken.
- 2 BArch Berlin-Lichterfelde, SAPMO, DY 30 IV A 2/20 957, Bericht über eine Visitation auf Sansibar, 9.2.1965.
- 3 BArch Koblenz, B 213 5483 Bericht über die Fachkräfte der Technischen Hilfe an das BMZ von Referat III, vom 24.5.1971. BArch Berlin-Lichterfelde, SAPMO, DY 30 IV A 2/20 957, Regierungsgutachten an den Minister für Handel und Versorgung, 5.II.1965.
- 4 BArch Berlin-Lichterfelde, SAPMO, DY 30 IV A 2/20 957, 965, 966, diverse Berichte über den Einsatz von Experten in Sansibar 1964-65.

- 5 Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes (PArch AA), B 58 Ref. III B 2 Technische Hilfe 749 Kamerun 1967–1969, Fernschreiben der Botschaft Jaunde an das Auswärtige Amt, 2.7.1969.
- 6 BArch Berlin-Lichterfelde, DY 30 IV A 2/20 957, Bericht an das Außenministerium, 5.II.1965, S. 2. Bericht an den Konsul der DDR, 28.II.1965, S. 2.
- 7 PArch AA, MfAA DDR, Abteilung Afrika 1671/67, ad 100-106 Bericht der leitenden Ärzte des Krankenhauses von Chake Chake, Pemba, vom 5.4.1965, S. 2.
- 8 PArch AA, MfAA DDR, Abteilung Afrika A 15077, ad 185-187 Botschaft der DDR auf Sansibar an den Minister für Bauwesen vom 6.II.1964, S. 2.
- 9 BArch Koblenz, B 213 329, Überlegungen zur Vorbereitungskonzeption von Jochen Schmauch, 10/1971, S. 12.
- 10 BArch Berlin-Lichterfelde, SAPMO, DY 30 IV A 2120 956, Bericht über DDR-ExpertenInnen auf Sansibar vom 12.5.1970.
- 11 Vgl. BArch Koblenz, B 213 1357, Reiseberichte Ostafrika, Bericht vom 12.12.1968.
- 12 BArch Koblenz, B 213 5459, Stellungnahme des Regionalarztes des Auswärtigen Amtes für West- und Zentralafrika vom 1.9.1969 an das BMZ.
- 13 BArch Koblenz, B 213 5496, Bildung eines Stamms von Entwicklungshilfefachkräften, Besprechung der Staatssekretäre am 14.8.1969.
- 14 BArch Berlin-Lichterfelde, SAPMO, DY 30 IV A 2/20 961.
- 15 BArch Berlin-Lichterfelde, SAPMO, DY 30 IV A 2/20 963, Schreiben des Generalkonsulats der DDR in Tansania an das Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten vom 27.8.68, ad 90, S. 73.
- 16 BArch Koblenz, B 213 5456, Personalplanung, allgemein 1964-1970.
- 17 BArch Koblenz, B 213 5459, Stellungnahme des Regionalarztes des Auswärtigen Amtes für West- und Zentralafrika vom 1.9.1969 an das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit.
- 18 Vgl. PArch AA, Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten (MfAA) DDR, Konsulat Sansibar 771/71, Zirkular der Abteilung Internationale Verbindungen an das Ministerium für Außenwirtschaft über Lehrer auf Sansibar vom 14.10.1968.
- 19 BArch Koblenz, B 213 5483, Bericht über die Fachkräfte der Technischen Hilfe an das BMZ von Referat III B 4-T 4100-28/71 vom 24.5.1971.
- 20 BArch Koblenz, B 213 329, Vorlage BMZ III A 1-T 402253/71, „Elshorst-Papier“, S. 3.
- 21 BArch Koblenz, B 213 329, Überlegungen von Jochen Schmauch, 10/1971.
- 22 BArch Koblenz, B 213 329, Rudolf J. Gramke, Exemplarisches Lernen und Entwicklung historischer Phantasie, Gutachten und Vermerke vom Januar 1971.
- 23 BArch Koblenz, B 213 329, Rudolf J. Gramke, Exemplarisches Lernen und Entwicklung historischer Phantasie, Gutachten und Vermerke vom Januar 1971.
- 24 PArch AA, MfAA DDR, Abteilung Afrika, A 15078, ad 91f., Schreiben der Botschaft der DDR an das Ministerium für Volksbildung vom 1.12.1964.
- 25 PArch AA, MfAA DDR, Abteilung Afrika 1671/67, ad 100-106, Bericht der leitenden Ärzte des Krankenhauses von Chake Chake, Pemba, vom 5.4.1965, S. 7.

Literatur

- Bandmann, P. J. (1965): Akklimatisierung und Tropendiensttauglichkeit. In: Zeitschrift für Tropenmedizin und Parasitologie 5, 1-16.
- Benger, Franziska (2009): Interview mit Ruth Radvani. Zwei Jahre als Ärztin auf Pemba, geführt am 5. Oktober 2006 in Berlin. In: Heyden, Ulrich van der/ Benger, Franziska (Hg.): Kalter Krieg in Ostafrika. Die Beziehungen der DDR zu Sansibar und Tansania. Münster/Berlin: LIT, 335-340.
- Billerbeck, Klaus (1961): Reform der Entwicklungshilfe auf der Basis der bisherigen Erfahrungen. Hamburg: Verlag Weltarchiv.
- BMZ – Bundesministerium für Wirtschaftliche Zusammenarbeit (1962): Sozial-, Ausbildungs- und Bildungsprogramm für die Entwicklungsländer. Bad Godesberg: BMZ.
- Büschel, Hubertus (2008a): Im Tropenkoller – Hybride Männlichkeit(en) in ethnologischen Texten 1900–1960. In: Brunotte, Ulrike/Herrn, Rainer (Hg.): Produktion und Krise hegemonialer Männlichkeit in der Moderne. Bielefeld: transcript, 241-256.
- Büschel, Hubertus (2008b): In Afrika helfen. Akteure westdeutscher „Entwicklungshilfe“ und ostdeutscher „Solidarität“ 1955–1975. In: Archiv für Sozialgeschichte 48, 333-365.
- Büschel, Hubertus (2009): Eine Brücke am Mount Meru: Zur Globalgeschichte von Hilfe zur Selbsthilfe und Gewalt in Tansania. In: Büschel, Hubertus/Speich, Daniel (Hg.): Entwicklungswelten. Globalgeschichte der Entwicklungszusammenarbeit. Frankfurt am Main/New York: Campus, 175-206.
- Büschel, Hubertus/Speich, Daniel (2009): Einleitung – Konjunkturen, Perspektiven und Probleme der Globalgeschichte von Entwicklungszusammenarbeit. In: Büschel, Hubertus/Speich, Daniel (Hg.): Entwicklungswelten. Globalgeschichte der Entwicklungszusammenarbeit. Frankfurt am Main/New York: Campus, 7-29.
- Büttner, Kurt/Rachel, Christian (1974): Zehn Lügen über Afrika. Berlin: Verlag der Nation.
- Chagulla, Wilbert (1966): The Role of the Elite, the Intelligentsia, and the Educated East Africans in the Development of Uganda, Kenya and Tansania. Nairobi: Kenyan Press.
- Cohen, Erik (1977): Expatriate Communities. In: Current Sociology 24, 5-90.
- Cooper, Frederick (2010): Writing the History of Development. In: Journal of Modern European History 8 (1), 5-23.
- Dassio, Manfred (1971): Einen Blinden über die Straße bringen. In: Ries, Ulrike (Hg.): Entwicklungshelfer. Deutsche in der dritten Welt. Hannover: Fackelträger, 158-172.
- DIE – Deutsches Institut für Entwicklungspolitik (1977): Ausbildungsbericht. Berlin: DIE.
- Dolph, Werner (1973): Die ungeliebten Experten. In: Die Zeit 25. <http://www.zeit.de/1973/Die-ungeliebten-Experten>, 28.4.2010.

- DSE – Deutsche Stiftung für Entwicklungsländer (1961a): Inhalt und Methodik kurzfristiger Vorbereitungskurse für Fachkräfte, die in Entwicklungsländer gehen. Protokoll eines Expertengesprächs am 24./25. Mai 1961, DOK 35/61, E 6/61, Berlin: DSE.
- DSE – Deutsche Stiftung für Entwicklungsländer (1961b): Auswahl und Vorbereitung von deutschen Fachkräften für die Tätigkeit in Entwicklungsländern. Empfehlungen der Teilnehmer aus zwei Arbeitstagungen im Oktober 1960, Berlin: DSE.
- DSE – Deutsche Stiftung für Entwicklungsländer (1962): Jahresbericht. Berlin: DSE.
- DSE – Deutsche Stiftung für Entwicklungsländer (1965): Jahresbericht. Berlin: DSE.
- DSE – Deutsche Stiftung für Entwicklungsländer (1968): Jahresbericht. Berlin: DSE.
- DSE – Deutsche Stiftung für Entwicklungsländer (1970): Jahresbericht. Berlin: DSE.
- DSE – Deutsche Stiftung für Entwicklungsländer (1972): Jahresbericht. Berlin: DSE.
- DSE – Deutsche Stiftung für Entwicklungsländer (1975): Lernziele der Vorbereitung. Bad Honnef: DSE.
- Eckert, Andreas/Wirz, Albert (2002): Wir nicht, die Anderen auch. Deutschland und der Kolonialismus. In: Conrad, Sebastian/Randeria, Shalini (Hg.): Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften. Frankfurt am Main: Campus, 372-392.
- Eckert, Andreas/Malinowski, Stephan/Unger, Corinna (2010): Modernizing Missions: Approaches to „Developing“ the Non-Western World after 1945. Schwerpunkt- heft: Journal of Modern European History 8 (1).
- Engel, Ulf/Schleicher, Hans-Georg (1998): Die beiden deutschen Staaten in Afrika: Zwischen Konkurrenz und Koexistenz 1949–1990. Hamburg: Institut für Afri- kakunde.
- Escobar, Arturo (1986): Power and Visibility: The Invention and Management of Development in the Third World. In: Current Anthropology 3 (4), 428-443.
- Ferguson, James (1990): The Anti-Politics Machine. Development, Depoliticization, and Bureaucratic Power. Cambridge, MA: Cambridge University Press.
- Fischer, Wolfgang, E. (1973): Probleme der personellen Hilfe – Erfahrungen in Ost- afrika. In: Entwicklung und Zusammenarbeit 2, 8-11.
- Haller, Ernst von (1951): Gesundheitsbüchlein für die Tropen. Stuttgart: Thieme.
- Hüsken, Thomas (2006): Der Stamm der Experten. Rhetorik und Praxis des interkul- turellen Managements in der deutschen staatlichen Entwicklungszusammenar- beit. Bielefeld: transcript.
- Illich, Iwan (1979): Entmündigende Experten herrschaft. In: Illich, Iwan (Hg.): Entmündigung durch Experten. Zur Kritik der Dienstleistungsberufe. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 7-35.
- Jessen, Ralph (1997): Diktatorische Herrschaft als kommunikative Praxis. Über- legungen zum Zusammenhang von „Bürokratie“ und Sprachnormierung in der DDR Geschichte. In: Lüdtke, Alf/Becker, Peter (Hg.): Akten, Eingaben, Schaufenster: Die DDR und ihre Texte. Berlin: Akademie, 57-75.
- Joerges, Bernward (1962): Experten. In: Besters, Hans/Walz, Hans Hermann (Hg.): Entwicklungspolitik. Handbuch und Lexikon. Berlin: Kreuz, 1127-1135.

- Kodjo, Samuel (1972): Wenn der weiße Mann alles weiß. Außenseiter und Hauptakteur. Deutsche Entwicklungsexperten in der Sicht der Entwicklungsländer. In: *Auslandskurier* 13 (5), 19-20.
- Krämer, Martin (1984): Die Chronik des Afrika-Vereins 1934–1984. In: Afrika-Verein (Hg.): *Afrika 1983. 50 Jahre Wirtschaftspartnerschaft*. Hamburg: Afrika-Verein, 11-42.
- Lederer, William J./Burdick, Eugene (1965): *The Ugly American*. New York: Norton.
- Lepenies, Philipp H. (2009): Lernen vom Besserwisser: Wissenstransfer in der „Entwicklungshilfe“ aus historischer Perspektive. In: Büschel, Hubertus/Speich, Daniel (Hg.): *Entwicklungswelten. Globalgeschichte der Entwicklungszusammenarbeit*. Frankfurt am Main/New York: Campus, 33-59.
- Lorenzini, Sara (2003): *Due Germanie in Africa*. Firenze: Polistampa.
- Maß, Sandra (2006): „Eine Art sublimierter Tarzan“. Die Ausbildung deutscher Entwicklungshelfer und -helferinnen als Menschentechnik in den 1960er Jahren. In: *Werkstatt Geschichte* 43, 77-89.
- Millikan, Max F. (1963): Bericht an Shepard Stone, Ford Foundation, über die Aussichten verschiedener Tätigkeiten in Berlin, die sich mit Entwicklungsländern befassen, Cambridge, MA: MIT Press.
- Müller, Hans (2009): Als DDR-Tierarzt in Tansania. In: Heyden, Ulrich van der/Benger, Franziska (Hg.): *Kalter Krieg in Ostafrika. Die Beziehungen der DDR zu Sansibar und Tansania*. Münster/Berlin: LIT, 99-110.
- Osterhammel, Jürgen (2007): Vom Umgang mit dem „Anderen“. Zivilisierungsmissionen – in Europa und darüber hinaus. In: Barth, Boris (Hg.): *Das Zeitalter des Kolonialismus*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 45-54.
- Pawelzik, Fritz (1969): Was einem Afrikaner so auffällt: In: *Der Überblick* 4, 17.
- Pearson, Lester B. (1969): *Der Pearson-Bericht. Bestandsaufnahme der Kommission für Internationale Entwicklung*, Wien/München/Zürich: Molden.
- Pflaumer, Gerd (1976): Die Krise der personellen Entwicklungshilfe. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 18, 30.
- Riebel, Franz Herrmann (1965): Die Ausbildung von Agrartechnikern am Seminar für ländliche Entwicklungshilfe. Didaktische und methodische Grundfragen. DSE, DOK 272-ZL 3 65. Feldafing: DSE.
- Scheel, Walter (1965): Entwicklungspolitik braucht Menschen. In: *BMZ, Entwicklungspolitik*, Ausgabe IV/VI 27.4.65. Bonn: BMZ, 6.
- Schmidt, Heide Irene (2003): Pushed to the Front: The Foreign Assistance Policy of the Federal Republic of Germany, 1958–1971. In: *Contemporary European History* 12, 473-507.
- Schnurer, Josef (1969): Nationalismus und Nationalbewußtsein in Afrika. In: *Entwicklung und Zusammenarbeit* 2, 25.
- Schulz, Brigitte H. (1995): *Development Policy in the Cold War Era. The Two Germanies and Sub-Saharan Africa, 1969–1985*. Münster/Hamburg: LIT.

- Schulz, Eckhard (2009): Als Lehrer in Sansibar und am Kilimanjaro. In: Heyden, Ulrich van der/Benger, Franziska (Hg.): *Kalter Krieg in Ostafrika. Die Beziehungen der DDR zu Sansibar und Tansania*. Münster/Berlin: LIT, 267-333.
- Sperling, Jan Bodo (1965): *Die Rourkela-Deutschen*. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Unger, Corinna R. (2008): Rourkela, ein „Stahlwerk im Dschungel“. *Industrialisierung, Modernisierung und Entwicklungshilfe im Kontext von Dekolonisation und Kaltem Krieg (1950–1970)*. In: *Archiv für Sozialgeschichte* 48, 367-388.
- United Nations (1949): *United Nations, Economic and Social Council, Official Records, 9th Session, Supplement I*. New York: United Nations.
- Wald, Hermann (1974): Der hässliche Entwicklungsexperte. In: *Der Auslandskurier* 15 (3), 30.
- Wirz, Albert/Eckert, Andreas (2004): *The Scramble for Africa: Icon and Idiom of Modernity*. In: Pétré-Grenouilleau, Olivier (Hg.): *From Slave Trade to Empire. Europe and the Colonisation of Black Africa 1770s–1880s*. London: Routledge, 133-153.

Abstracts

Der Artikel geht aus von der Kritik an west- und ostdeutschen EntwicklungsexpertInnen in der „Entwicklungshilfe“ und „internationalen Solidarität“ der 1960er und 1970er Jahre in Afrika südlich der Sahara, die sowohl in Ländern des Nordens als auch des Südens vorgebracht wurde. Er fragt nach den Formen jener Kritik und nach Reformen in Ausbildung und Auswahl der Fachkräfte, die ab Ende der 1960er Jahre ganz besonders vehement einsetzten. Er zeigt, dass paradoxerweise gerade das Bemühen, die „Moral“ der ExpertInnen und ihre interkulturellen Kompetenzen zu heben, Vorstellungen von vermeintlicher kultureller „Andersartigkeit“ und „Unterentwicklung“ in Afrika südlich der Sahara befestigt hat und dass dadurch auch Vorurteile und rassistische Zugangsweisen unterstützt, wenn nicht gar hervorgerufen wurden.

This article focuses on the global critics of West- and East German experts in Foreign Aid and Development and International Solidarity in Sub-Saharan Africa of the 1960s and 1970s. It asks for the dimensions of critics and the reforms in selection and education of the experts. Altogether it will be shown, that paradoxically reforms, which intended to improve intercultural communication just transferred colonial forms of cultural “difference” or created new ones.

Hubertus Büschel
International Graduate Centre for the Study of Culture
Justus-Liebig-Universität Gießen
Alter Steinbacher Weg 38
D-35394 Gießen
hubertus.bueschel@gcsc.uni-giessen.de

EVA SPIES

**Exportgut „partizipative Entwicklung“:
Eine global anwendbare Form des Fremdverstehens?**

Als ich G., einen zirka 27-jährigen französischen Mitarbeiter eines europäischen Entwicklungsdienstes in Niger traf, wirkte er müde und resigniert und spielte sogar mit dem Gedanken, seinen Job an den Nagel zu hängen. Er hatte sowohl Ärger mit seinem nigrischen Vorgesetzten als auch mit seinen europäischen KollegInnen im Hauptstadtbüro und konnte nicht verstehen, dass deren Vorstellungen von der „richtigen“ Form der Zusammenarbeit so anders waren als seine, obwohl sie sich doch alle auf die Prinzipien partizipativer, partnerschaftlicher Zusammenarbeit bezogen.

Zu Beginn der 1980er Jahre galt „partizipative Entwicklung“ noch als alternatives Entwicklungskonzept, das Nichtregierungsorganisationen (NROs) gegen die Top-down-Ansätze der großen EntwicklungsakteurInnen propagierten. Heute ist „Partizipation“ fester Bestandteil des globalen Entwicklungsdiskurses, wie er von allen nationalen und internationalen Entwicklungsagenturen produziert und reproduziert wird. Sollte der Begriff im Entwicklungskontext zunächst ausdrücken, dass lokale Sichtweisen, Wissensformen und Praktiken durchaus aner kennenswert seien, weshalb sie über Partizipation in die Arbeit der Entwicklungskooperation eingebunden werden sollten und dies die Möglichkeit biete, bisher für universell gehaltene Entwicklungswege zu relativieren und Entwicklungsmaßnahmen zu lokalisieren, so legen die globale Verbreitung und der universelle Geltungsanspruch des Modells „partizipativer Entwicklung“ nahe, dass daraus heute ein *One-size-fits-all*-Entwicklungskonzept geworden ist. Allerdings eben mit der Besonderheit, dass „Partizipation“ gerade deshalb als global anwendbares (auch moralisches) Wissen über Entwicklung verstanden wird, weil es vorgibt, die Relativität und Lokalität des Wissens und der „Entwicklungswege“ anzuerkennen. Es ist nicht zuletzt diese dem Partizipationsdis-

kurs inhärente Widersprüchlichkeit von universellem Geltungsanspruch bei gleichzeitiger Anerkennung der kulturellen Bedingtheit der Wissensformen und die darin implizierte Paradoxie einer von außen auferlegten Selbstbestimmung, die derzeit die meiste Kritik seitens AkademikerInnen sowie PraktikerInnen hervorruft.

Auch ich möchte mich hier an der kritischen Debatte um „partizipative Entwicklung“ beteiligen, allerdings werde ich weder die oben angedeutete diskursanalytische Ebene betrachten noch die schon vielfach thematisierte Kluft zwischen Entwicklungsmodellen beziehungsweise partizipativer Theorie und der Projektpraxis näher beschreiben. Vielmehr möchte ich einen weiteren Aspekt in die Diskussion einbringen, indem ich auf die Handlungsprobleme derjenigen eingehe, die – wie G. – die Aufgabe haben, die vagen und widersprüchlichen Ideen „partizipativer Entwicklung“ umzusetzen: Ich möchte fragen, was es für westliche EntwicklungsexpertInnen bedeutet, im Spannungsfeld der widersprüchlichen Anforderungen des partizipativen Entwicklungsmodells zu leben und zu arbeiten, und das heißt ganz konkret, mit der lokalen Bevölkerung zu interagieren. Um Abläufe und Probleme der partizipativen Entwicklungszusammenarbeit zu verstehen scheint es sinnvoll, diese Arbeit nicht allein auf der Ebene der Politiken, Diskurse und Institutionen zu betrachten, sondern auch als Form der interpersonellen Zusammenarbeit, die, wie Richard Rottenburg es ausdrückt, unter „Bedingungen der Heterogenität“ stattfindet (Rottenburg 2002). Entwicklungszusammenarbeit, wie sie „vor Ort“ vonstatten geht, ist wesentlich von alltäglichen interpersonellen, interkulturellen Kontakten zwischen „EntwicklerInnen“ (vgl. Kaufman 1997) und den „zu Entwickelnden“ geprägt, wobei im subsaharischen Afrika tätige „EntwicklerInnen“ sehr häufig aus dem so genannten Westen kommen. Daher verwende ich diese Kurzform im Folgenden, um vor Ort in der Entwicklungskooperation tätige EuropäerInnen zu bezeichnen – die „zu Entwickelnden“ sind dann je nach Situation „ihr Anderes“. Auf die Anführungszeichen verzichte ich im restlichen Text. Das Wissen, das jene EntwicklerInnen in die interkulturellen Interaktionen einzubringen versuchen, ist neben technischem Wissen auch moralisches und kulturspezifisches Wissen um den „richtigen“ Umgang mit den zu Entwickelnden – das allerdings auch den Anspruch hat, global anwendbar zu sein. Heute kann man dieses Wissen als Wissen um partizipative Entwicklung nennen. „Partizipation“ ist damit mehr als nur eine

Technik oder ein Ergebnis der Entwicklungskooperation, vielmehr ist sie ein Modell *von* und ein Modell *für* Entwicklungsbeziehungen, also für den angemessenen Umgang mit den „Anderen“ der Entwicklungsbeziehung (vgl. zu dieser Unterscheidung Geertz 1975). Partizipation als „Model für“, im Sinne einer Handlungsanleitung, impliziert Kriterien für „gutes“ und „schlechtes“ Handeln und damit also eine Ethik des Fremdverstehens. Betrachtet man aber diese Form der Ethik näher, wird deutlich, dass sie widersprüchliche Bewertungen von (kultureller) Differenz impliziert, die sich praktisch kaum je vereinen lassen. Versuche, diese sich widersprechenden Anforderungen an den „richtigen“ Umgang mit einem differenten Gegenüber umzusetzen, führen die EntwicklerInnen in ein Dilemma: Wie sie sich auch entscheiden, um eine partizipative Anforderung zu erfüllen, immer widersprechen sie einer anderen Anforderung – und sind somit nicht in der Lage, „das Richtige“ zu tun.

Mein Beitrag bezieht sich auf eine ethnologische Feldforschung in Niger (Dezember 2000 bis Februar 2002 sowie Oktober bis November 2003) zum Thema „Interkulturelle Kontakte im Kontext der Entwicklungszusammenarbeit“.¹ Ich möchte darstellen, welche Handlungsschwierigkeiten EntwicklerInnen in Niger hatten, die sich dieser Ethik des Fremdverstehens verpflichtet fühlten, und an zwei Beispielen derartige Dilemmata beschreiben. Das Leben der internationalen EntwicklungsexpertInnen in Niger zeigte, dass der einfachste Weg, Dilemmata zu vermeiden, scheinbar derjenige ist, Situationen zu vermeiden, die in ein Dilemma führen. Das hieß in der Konsequenz, dass die Kontakte der internationalen EntwicklungshelferInnen zur lokalen Bevölkerung sehr eingeschränkt waren, was sich auch auf ihre berufliche Praxis auswirkte. Ich argumentiere, dass die inhärenten Widersprüche und der Anspruch normativer Allgemeingültigkeit des dogmatisch favorisierten Partizipationsmodells dazu beitrugen, dass soziale Kontakte zwischen westlichen EntwicklungsexpertInnen und NigerInnen nur sehr selten waren.

Zunächst gehe ich auf die zu Beginn schon angedeuteten Probleme G.s ein. Danach möchte ich ausführlicher die Ambivalenzen und Widersprüchlichkeiten des Partizipationsmodells beschreiben und zeigen, wie sie berufliche und private Interaktionen prägten. Durch einen Blick auf diese alltäglichen Schwierigkeiten mit „partizipativer Entwicklung“ wird deutlich, dass man *Entwicklung* auch als Feld interpersoneller, interkultureller Interak-

tion verstehen muss. Um zu einem differenzierten Bild dieser Probleme zu gelangen, sollte man daher die Handlungsweisen, die moralischen Vorstellungen und die Zwangslagen der EntwicklungsexpertInnen vor Ort ernst nehmen. Der Zugang zur Entwicklungshilfewelt über diese Hintertüre eröffnet möglicherweise eine andere Perspektive auf die Entwicklungsarbeit und die Frage nach den Möglichkeiten und Formen des Transfers von angeblich global anwendbarem Wissen.

1. Konflikte, die man nicht lösen kann – zum Transfer von partizipativem Wissen im Projektalltag

Ich traf G. gegen Ende meiner Feldforschung in der Stadt Zinder (Republik Niger), als er im November 2003 auf der Durchreise war. Ich erzählte ihm von meiner Forschung über die Formen des „interkulturellen Kontakts“ zwischen europäischen EntwicklungsexpertInnen und Zinderois, und wir kamen schnell ins Gespräch. Um mein Interesse zu erläutern, fügte ich noch hinzu, dass mir dieses Thema besonders wichtig erscheint, da solche Kontakte im Sinne der „partizipativen Entwicklung“ ja eigentlich eine größere Rolle spielen müssten als unter bisherigen Entwicklungsparadigmen, die die Vermittlung unterschiedlicher Wissensformen und partnerschaftliche Kooperation weniger hervorhoben. G. antwortete, dass sie in der Vorbereitung auf den Einsatz in Niger sehr viel über interkulturelle Kommunikation gesprochen und sogar Lösungswege für kritische Situationen in der Zusammenarbeit mit afrikanischen KollegInnen durchgespielt hätten. Dann schob er resigniert nach, dass sie in den Kursen leider nie darüber diskutiert hätten, wie man in der Kooperation mit Konflikten umgeht, die sich nicht lösen lassen – beispielsweise weil eine Konfliktpartei gar keinen Konflikt sehe oder sehen wolle.

Im folgenden Gespräch wurde deutlich, dass der Entwicklungshelfer in seinem nigrischen Arbeitskontext weder sein Wissen vom interkulturellen Austausch noch dasjenige über die Formen partizipativer Entwicklungskooperation anwenden konnte und daher sehr unzufrieden mit sich, seinem Arbeitgeber und den nigrischen KollegInnen war.

Die Schwierigkeiten begannen, als G. als internationaler Experte bei einer lokalen Nichtregierungsorganisation mitarbeiten sollte und daher

einen nigrischen Vorgesetzten bekam. Das partizipative Motto, wonach die Stimmen lokaler PartnerInnen in der Zusammenarbeit mehr Gewicht bekommen sollen, legte dieser Chef auf seine Weise aus – er bezog es scheinbar nur auf seine eigene Stimme: Es gab keine offizielle Form der Teamarbeit, keine Teambesprechungen, bei denen man sich austauschte und gemeinsam Pläne und Vorgehensweisen „auf Augenhöhe“ diskutierte, stattdessen lief die Kommunikation über den Chef; er war die zentrale Entscheidungsinstanz und delegierte Aufgaben an die MitarbeiterInnen. So gab es für die MitarbeiterInnen nur wenige Möglichkeiten, eigene Ideen, Problemlösungen oder Kritikpunkte einzubringen. Die nigrischen MitarbeiterInnen äußerten sich anscheinend nicht öffentlich zu diesem Führungsstil, sondern nahmen die Inszenierung des Chefs als „Chef“ hin. Diese Ausübung der Führungsrolle ist im nigrischen Kontext eher gängig, erfahrungsgemäß finden die MitarbeiterInnen aber indirekte Formen, ihre Arbeit so zu tun, wie sie es für angemessen halten. Aber Entwicklungshelfer G. wollte diese Vorgehensweise nicht einfach hinnehmen, sondern besprochen wissen. Es war ihm ein Anliegen, sein Wissen in die Projektarbeit einzubringen und damit auch seine Vorstellung zu verwirklichen, wie ein multikulturelles Team in geteilter Verantwortung für ein gemeinsames Ziel arbeiten sollte. Versuche, die Positionen zu klären und seine Ansichten mit denen des Chefs zu vermitteln, endeten allerdings im Streit, denn der Chef sah wenig Notwendigkeit, sich auf die Kritik seines europäischen Mitarbeiters einzulassen.

G. beschrieb den Zweispart, in dem er steckte, so: Er wollte „interkulturell korrekt“ handeln und sich auf die lokalen Sichtweisen und Praktiken einlassen. Dann erkannte er aber, dass dies bedeuten würde, dass er seine eigenen Bedürfnisse, Ansichten und Ziele sehr weit zurückstellen oder aufgeben müsste. Sein Anliegen war aber doch gerade, einen Beitrag zur *gemeinsamen* Arbeit zu leisten. Das Problem war nun, dass die vom Chef vertretene „lokale Sicht“ davon, was denn sein Beitrag sein sollte, eine andere war als seine eigene. Der Entwicklungshelfer steckte also im Zwiespart zwischen den Ansprüchen seines Chefs und seinen eigenen widersprüchlichen Vorstellungen: einerseits seinem Wunsch, sich auf „das Lokale“ einzulassen und daraus zu lernen, und andererseits seinem Bedürfnis, sich sowohl persönlich als auch in der Sache nicht von seinem Chef beherrschen zu lassen – schließlich war G. als Experte gekommen und wollte andere von der Richtigkeit seines Wissens überzeugen.

In dieser für ihn sehr aufwühlenden Angelegenheit suchte G. in der Hauptstadt im Länderbüro seiner Organisation um Rat. Dort allerdings wurde er, wie er fand, barsch darauf verwiesen, dass er sich „professionell“ zu verhalten habe und die Positionen des lokalen Entwicklungspartners akzeptieren müsse.

G.s Versuche, Vermittlungsarbeit zu leisten, wurden somit als unprofessionell abgetan, obwohl sie dem allgemeinen Verständnis partizipativer Entwicklungszusammenarbeit durchaus entsprechen. Allerdings lässt sich auch die Reaktion der Arbeitgeber G.s aus einer Interpretation des partizipativen Entwicklungsansatzes ableiten: Während für G. erfolgreiche Zusammenarbeit bedeutete, gemeinsam mit lokalen PartnerInnen an Konfliktlösungen zu arbeiten, galt seinen ArbeitgeberInnen die Zusammenarbeit mit lokalen PartnerInnen dann als erfolgreich, wenn Konflikte erst gar nicht entstanden. So unterschiedlich die Zugänge zum Problem auch waren: es schien sowohl G. als auch seiner Organisation letztlich darum zu gehen, irgendeine Form des Konsens oder zumindest des Anscheins eines Konsens zwischen „internationalen ExpertInnen“ und „lokalen PartnerInnen“ herzustellen.

An diesen beiden Positionen lassen sich die schon zu Beginn angedeuteten Kritikpunkte zeigen, die bisher mit Bezug auf den Partizipationsdiskurs thematisiert wurden, aber auch jene, auf die ich selbst hier eingehen möchte. Indem sich die RepräsentantInnen der Entwicklungsorganisation (und tendenziell auch der lokale Projektschef) auf die „lokal angemessene“ oder die „professionelle“ Handhabung des Falls beziehen, folgen sie dem „Konsensnarrativ“ (Cornwall/Brock 2005: 1054) des Partizipationsdiskurses, das jegliche (machtpolitische, strukturelle, kulturelle oder finanzielle) Differenz zwischen den AkteurInnen verschleiert und vorgibt, Partizipation und Partnerschaft seien schon durch die Zusammenarbeit mit einer lokalen Nichtregierungsorganisation oder durch die Verwendung der Begriffe gegeben – so zumindest könnte eine diskursanalytische Kritik lauten. Meine Kritik am partizipativen Modell bezieht sich auf dessen paradoxe Handlungsaufforderungen, die praktisch nicht umsetzbar sind: G. möchte differente Positionen als gleichwertig anerkennen und versucht zugleich, die erlebten Differenzen im Dialog zu vermitteln, also die Differenzen zu überwinden und einen Konsens zu finden. Dabei hält er aber an seiner ExpertInnenüberzeugung fest, dass genau dies der richtige Weg der

Zusammenarbeit sei und andere Wege inakzeptabel seien. Er versucht also, beide Anforderungen der partizipativen Ethik zu verwirklichen, und fühlt sich am Ende handlungsunfähig.

2. „Partizipative Entwicklung“ in der Kritik

Seitdem die „Entwicklungshilfewelt“ zum Forschungsgegenstand der Ethnologie wurde (vgl. Bierschenk/Elwert 1993) und verstärkt seit dem Durchbruch diskursanalytischer Überlegungen im Sinne Foucaults, beschäftigen sich ForscherInnen mit Entwicklungsdiskursen und nehmen die Praktiken global und lokal agierender EntwicklungsakteurInnen in den Blick. Im Zuge dieser Auseinandersetzung ist auch die Rede von „Partizipation“ oder „partizipativer Entwicklung“ immer wieder analysiert und kritisiert worden: Partizipation, sagen manche, sei ein nur vage definiertes, leeres Modewort, das jeder verwende, wie er wolle. Aufgrund seiner Uneindeutigkeit und seiner vielfältigen Verwendungen lasse sich oft noch nicht einmal sagen, ob damit ein Ziel, eine Methode oder beides gemeint sei (vgl. Bako-Arifari/Le Meur 2001: 265f; Beckmann 1997: 39). Andere sehen im Partizipationsdiskurs, der heute von globalen EntwicklungsakteurInnen wie Weltbank, dem Internationalen Währungsfonds und dem Entwicklungsprogramm der Vereinten Nationen dominiert wird, eine sehr viel machtvollere rhetorische Form der Machtverschleierung, die neoliberalen Interessen zuarbeitete. Es gehe weniger um humanistische Ziele, vielmehr zeige sich in diesem Rückgriff auf westliche Managementmethoden, dass Partizipation lediglich als Mittel zum Zweck der Einsparung von Transaktionskosten verstanden werde (vgl. Cooke 2003; Cornwall/Brock 2005: 1051). Diese Kritiklinie der Machtverschleierung wird auch von jenen verfolgt, die zeigen wollen, dass es eine Kontinuität von kolonialen Formen indirekter Herrschaft zu Ansätzen partizipativer Entwicklung gibt (vgl. Cooke 2003: 47ff; Cooper 1997), und die so darauf verweisen, dass hier unter dem Deckmantel eines Partnerschaftsdiskurses strukturelle Machtdifferenzen nicht nur geleugnet, sondern sogar gefestigt würden. Im Zentrum der Kritik am partizipativen Entwicklungsdiskurs steht vor allem die Widersprüchlichkeit, die gewollte Uneindeutigkeit der Rede von Partizipation und, eng damit verbunden, die Kritik an den hegemonialen Vorgaben, wie lokale Partizi-

pation aussehen und wohin sie führen müsse (vgl. Cleaver 2001; Cooke/Kothari 2001; Mosse 2001, 2005).

Wie also soll partizipative Entwicklung vonstatten gehen und wohin soll sie führen? Gerade weil es keine eindeutige Definition von „Partizipation“ gibt, fällt auf, dass das Diskursfeld „Partizipation“ von dem geprägt ist, was Andrea Cornwall und Karen Brock ein „Konsensnarrativ“ nennen (Cornwall/Brock 2005: 1054). Der Begriff der „Partizipation“ hatte im Entwicklungskontext von Beginn an eine politisch-emanzipatorische Konnotation. Seit dem „*participatory turn*“ (Henkel/Stirrat 2001: 170), also seit sich die internationalen Entwicklungsorganisationen dieses Konzept angeeignet haben, wird der Begriff Partizipation aber nicht mehr nur in Verbindung mit Begriffen wie *empowerment* verwendet, sondern zunehmend auch mit Begriffen wie *good governance*, *ownership* und vor allem mit „Partnerschaft“. Damit wird die Entwicklungsbeziehung auf internationaler, nationaler und selbst auf individueller Ebene neu definiert. Zentral erscheint dabei der Gedanke der Gemeinsamkeit zwischen den zu Entwickelnden und den EntwicklerInnen, die sich nun als „PartnerInnen“ verstehen sollen. Als PartnerInnen sollen sie gemeinsam an Problem- und Zieldefinition arbeiten. Sie sollen gemeinsame Interessen verfolgen, gemeinsam nach einvernehmlichen Lösungen suchen und die Verantwortung für das gemeinsame Projekt „Entwicklung“ teilen, in das nun beide „Seiten“ ihr Wissen und ihre Wertvorstellungen einbringen sollen (vgl. BMZ o.J.; Brinkerhoff 2002; Cornwall/Brock 2005). Damit wird das Ideal einer Konsensgemeinschaft aufgebaut, die EntwicklerInnen und zu Entwickelnde gemeinsam bilden sollen, in der Differenzen zwar anerkannt und für wichtig erachtet werden, dann aber für die gemeinsame Sache (Entwicklung) in einem Konsensfindungsprozess ohne Konflikte (partizipative Entwicklung) überwunden werden müssen.

3. (Kulturelle) Differenz anerkennen und überwinden – paradoxe Anforderungen an den Umgang mit dem Fremden

Der Gültigkeitsanspruch des Modells partizipativer Entwicklung beruht allerdings kaum auf der empirischen Erforschung seines Nutzens und seiner Umsetzbarkeit im Entwicklungskontext. Obwohl der Begriff

Partizipation seine Wurzeln in praktischen Kontexten wie Politik, Management und Pädagogik hat, steht er im Entwicklungskontext insgesamt doch eher für eine idealisierte Lösung von Entwicklungsproblemen: Im Sinne eines Modells *für* Entwicklung beschreibt er den idealen Weg und das ideale Ziel der Entwicklungszusammenarbeit.

Sowohl als Lösungsweg als auch als Zielvorgabe verweist „Partizipation“ auf eine spezifische Deutung der bisherigen Entwicklungsbeziehungen und auf den Wunsch, diese nun neu zu definieren: Waren Kontakte zwischen EntwicklerInnen und zu Entwickelnden lange Zeit von dem Streben gekennzeichnet, die Unterschiede zwischen EntwicklerInnen und zu Entwickelnden zu überwinden, soll sich der partizipative Zugang dadurch auszeichnen, dass diese Unterschiede nun nicht mehr ausschließlich negativ als technisch oder ökonomisch bewertet werden und ihre Überwindung nicht mehr die einzige zu bewältigende Aufgabe ist. Im Rahmen des Partizipationsdenkens wird Differenz nun allgemeiner und positiver, als Differenz der Wertevorstellungen und Lebensformen verstanden, was auch Unterschiede in sozialen, politischen oder religiösen Vorstellungen und Praktiken einschließt, also insgesamt „kulturelle Differenz“ genannt werden kann. Im Rahmen „partizipativer Entwicklung“ wird die Entwicklungsbegegnung damit auch zu einer interkulturellen Begegnung. Die „Eigenart“ der Anderen gilt jetzt als Ressource im Entwicklungsprozess, und die Unterschiede zwischen den Lebensformen werden daher als erhaltenswert verstanden – keine Entwicklungsorganisation würde heute behaupten wollen, dass kulturelle Differenz zum Zwecke der Entwicklung zu überwinden sei. Doch gleichzeitig bleiben die Bedingungen der GeberInnen das Richtmaß, nach dem beurteilt wird, was „Entwicklung“ ist – Vorgaben wie *good governance* machen zum Beispiel deutlich, dass das Ziel der Maßnahmen die Überwindung von Differenzen in Richtung der GeberInnen ist.

Auf der Ebene sozialen Handelns zeigt sich „Partizipation“ als ein paradoxes Ideal des Fremdverstehens und des Umgangs mit den zu Entwickelnden: Die EntwicklerInnen müssen sich nicht nur das Fremde vertraut machen und dabei dessen Fremdheit bewahren (vgl. Crapanzano 1986: 52), sie sollen diese Fremdheit auch nutzen und konfliktfrei mit dem fremden Anderen kooperieren, um einvernehmliche Lösungen zu finden. Die EntwicklerInnen stehen damit vor dem Problem, dass Differenz nur dann positiv zu bewerten ist, wenn sie in den Rahmen „partizipativer Entwick-

lung“ eingepasst und als Ergänzung des Eigenen gedeutet werden kann. Fremdes, das fremd bleibt, kann, darf und soll es hier nicht geben.

Anders als es der globale Partizipationsdiskurs derzeit glauben machen will, handelt es sich hier nicht um eine Universalie moralischen Wissens, also nicht um eine universell immer schon für „richtig“ gehaltene Form des Umgangs mit dem Fremden. Henkel und Stirrat zeigen, dass die Vorstellung von Partizipation, von Konsensgemeinschaft und partnerschaftlichem Dialog in einem christlich geprägten Werte- und Normensystem entstand (Henkel/Stirrat 2001: 171f), und ich versuche ebenfalls herauszuarbeiten, dass sich darin ein Ideal „interkulturellen Verstehens“ spiegelt, das einem spezifischen zeitlichen und kulturellen Kontext geschuldet ist (Spies 2009).

Um darauf zu verweisen, dass die Rede von „Partizipation“ normativ ist (und damit kulturspezifisch) und dass – was damit zusammenhängt – sie als Methode und Ziel der Entwicklungsarbeit derzeit gar nicht mehr in Frage gestellt wird, spricht man in der sozialwissenschaftliche Literatur inzwischen von Partizipation als Mythos und als Ideologie (Cornwall/Brock 2005), als Orthodoxie (Henkel/Stirrat 2001) oder als Tyrannei (Cooke/Kothari 2001), und ich selbst spreche von einem Dogma der Partizipation (Spies 2009). Alle Begriffe verweisen nicht nur auf die Dominanz und Normativität des Konzepts, sondern auch darauf, dass es das Handeln jener, die sich daran orientieren, anleitet oder zumindest stark beeinflusst. Jenseits aller sozialwissenschaftlichen Kritik und diskursanalytischen Enthüllungen schafft die partizipative Idee also Handlungsräume und wirkt auf das Handeln der EntwicklerInnen vor Ort ein. So schreiben Cornwall und Brock, dass „Entwicklungsmythen“ der emotionalen Identifizierung dienen und diese wiederum wichtige Grundlage des Handelns ist: „[T]hey [die „Entwicklungsmythen“, E.S.] build and sustain the feeling of conviction that people need in order to be able to act“ (Cornwall/Brock 2005: 1055; Mosse 2005: 230 spricht von *mobilising metaphors*). Auch EntwicklerInnen in Niger orientierten sich an solchen Mythen, Ideologien oder eben „Modellen“, wie ich es nenne – nicht nur, weil rationale, an der Wirklichkeit geprüfte Argumente dafür sprechen, sondern auch weil sie „Modelle für die Entwicklungswirklichkeit“ darstellen: Sie vermitteln und stärken die Überzeugung davon, wie etwas sein soll und wie man dementsprechend „richtig“ handelt; sie stellen moralisches Wissen um die „angemessene Form“ der Entwicklungsbeziehung bereit. Ich selbst spreche daher

von einem „Dogma der Partizipation“ im Sinne eines unhinterfragbaren Grundsatzes, der für viele EntwicklungshelferInnen in Niger Voraussetzung ethischen Handelns war.

In Niger erlebte ich immer wieder Situationen, in denen sich europäische EntwicklungshelferInnen verpflichtet fühlten, den sich widersprechenden Anforderungen des Partizipationsgedankens gleichermaßen gerecht zu werden und in ihren Interaktionen mit NigerInnen zu verwirklichen. Dies führte zwangsläufig dazu, dass ihnen keine oder nur eine uneindeutige Positionierungen gegenüber den Interessen ihres nigrischen Gegenübers möglich war. Denn weder gelang es den EntwicklungshelferInnen, die Handlungsoptionen zu vereinen, noch wollten sie von einer wirklich abrücken. Zwar finden auch in den interkulturellen, interpersonellen Kontakten der EntwicklungshelferInnen immer Aushandlungsprozesse um das „richtige“ Verstehen und Verstanden-Werden statt, doch war für die EntwicklerInnen ihre Ethik des Fremdverstehens kein Teil der Verhandlungsmasse. Ihr Festhalten an der für richtig gehaltenen Verstehens- und Kontaktform führte sie immer wieder in Situationen des Dilemmas. Sie scheiterten sowohl an den internen Widersprüchen der angestrebten Umgangsform als auch daran, dass die nigrischen KontaktpartnerInnen scheinbar eher der Pragmatik der Situation als dieser Ethik des Fremdverstehens folgten. Die NigerInnen konnten ihre Interessen eindeutiger formulieren und konsequenter durchsetzen, was ihnen auch deshalb gelang, weil ein unentschiedenes Gegenüber ein schwächerer Verhandlungspartner ist, zumindest solange es sich der Situation nicht völlig entzieht.

4. Situationen des Dilemmas

Ein weiteres Beispiel soll zeigen, dass sich die EntwicklerInnen in Zinder der oben beschriebenen Ethik des Fremdverstehens verpflichtet fühlten, auch oder gerade im Rahmen ihrer privaten Kontakte (mit „privaten“ Kontakten meine ich hier solche, die nicht direkt in Zusammenhang mit der Projektarbeit standen). Das partizipative Ideal war also keineswegs an Bürozeiten oder die Zielgruppen des Projektes gebunden und wurde nicht einfach abgelegt, sobald sich der Kontext und das Kommunikationsgenre änderten.

D., ein europäischer Entwicklungshelfer, lebt seit vier Monaten mit seiner Frau und seinen zwei Kindern in Zinder. Die Familie hat Hausangestellte und bemüht sich um freundlichen Kontakt mit ihnen, was einschließt, dass D. sich regelmäßig nach dem Wohlergehen der Familienangehörigen der Angestellten erkundigt. So erfährt er eines Tages, dass ein Kind eines der Angestellten – ein Säugling – schwer erkrankt ist. Auf die besorgte Nachfrage D.s zeigt der Angestellte dem Entwicklungshelfer den kranken Säugling und erklärt ihm zugleich, dass er kein Geld habe, um sein Kind ins Krankenhaus zu bringen. D. reagiert sofort: Er gibt seinem Angestellten frei, und vor allem gibt er ihm Geld, damit er das Kind unverzüglich ins Krankenhaus bringen kann. Zwei Tage später erfährt der Entwicklungshelfer, dass der Angestellte nicht im Krankenhaus war, sondern das Geld dafür verwendet hat, sich und seine Familie neu einzukleiden, da ein islamischer Festtag bevorsteht und es als Haushaltsvorstand seine Pflicht ist, dies zu tun. D. hört zudem, dass der Säugling in der Nacht zuvor gestorben ist. Von dieser Nachricht sehr betroffen, verwirrt, aber auch verärgert, stellt er sich die Frage, ob er das Handeln des Vaters auf kulturelle Vorstellungen zurückführen muss, die zwar nicht die seinen sind, die er als Fremder aber dennoch zu akzeptieren habe, oder ob er das Handeln des Hausangestellten und Vaters, das seinen eigenen Vorstellungen doch so fundamental widerspricht, für falsch halten und er in der Folge also seinen Angestellten dafür kritisieren darf. Kann er die Handlungshoheit und Verantwortung seinem lokalen Gegenüber, als dem eigentlichen Experten in Fragen lokaler kultureller Praxis, überlassen, auch wenn er mit seinen Entscheidungen nicht einverstanden ist, oder stellt er die eigenen Wertmaßstäbe über die seines Angestellten und versucht, dessen Handeln in seinem Sinne „positiv“ zu beeinflussen? Damit würde er aber, wie er findet, überheblich oder gar neokolonial handeln (vgl. Spies 2009).

D. entschied sich, zunächst über Gespräche mit dem Angestellten eine Erklärung zu suchen und dessen Handeln als kulturbedingt zu verstehen. Dies half ihm allerdings nicht dabei, dessen Verhalten akzeptieren zu können, und er beschloss, sich weniger in dessen Familienbelange einmischen zu wollen.

In vielen Gesprächen, die ich im Verlauf meiner Forschungszeit mit etwa dreißig europäischen EntwicklerInnen in Zinder führte und in denen wir immer wieder über ihr Leben als EntwicklungsexpertInnen und über

ihre sozialen Beziehungen mit Zinderois sprachen, kam zum Ausdruck, dass sie sich in privaten und beruflichen Kontakten oft zerrissen erlebten. Sie fühlten sich, wie D. im oben dargestellten Beispiel, hin und her gerissen zwischen Ansprüchen und Handlungsoptionen, die sich gegenseitig widersprachen, und egal wie sie sich entschieden, es war immer falsch. Besonders in Situationen, in denen ihr Gegenüber eine Entscheidung einforderte, wurde EntwicklungshelferInnen deutlich, dass sich nicht immer ein Konsens finden lässt, der eigene und fremde Interessen harmonisch vereint. Das lag allerdings nicht nur an den „anderen“ Interessen des Gegenübers, sondern auch an den eigenen widersprüchlichen Ansprüchen bezüglich des angemessenen Umgangs mit dieser „Andersheit“.

5. Fight or flight? – Verhalten im Dilemma

Was tut man, wenn man in einer Zwickmühle steckt, und was tun, wenn man befürchtet, jede weitere soziale Beziehung könnte einen in eine ähnlich vertrackte Situation bringen? Die EntwicklerInnen, die ich in Niger kennen lernte, hatten alle sehr viel weniger Kontakte zur „lokalen Bevölkerung“, als sich die meisten bei ihrem Arbeitsantritt vorgestellt hatten. Häufig war dies das Ergebnis einer bewussten Entscheidung dafür, Kontakte zu NigerInnen „vorsichtiger“ anzugehen oder sie gleich ganz zu vermeiden und somit auch Kontaktsituationen zu umgehen, die potentiell ein Dilemma herbeiführen könnten. Darüber hinaus erprobten die EntwicklerInnen auch andere Formen, mit derartigen Situationen umzugehen, allerdings konnte keine der gewählten Strategien das jeweilige Dilemma beheben – denn um dies zu erreichen, müssten die EntwicklungsexpertInnen den widersprüchlichen und normativen Bezugsrahmen „partizipativer Entwicklung“ verlassen. Doch solange sie sich selbst als EntwicklerInnen betrachteten, schien ihnen dies kaum möglich zu sein: Soviel Kritik sie auch an der konkreten Praxis der partizipativen Entwicklungszusammenarbeit und den Ungerechtigkeiten der Entwicklungspolitik hatten, so wenig wollten sie ihre Überzeugung von der prinzipiellen Richtigkeit ihres partizipativen, moralischen Wissens aufgeben.

Kämpfen, resignieren, verzweifeln und vermeiden sind einige mögliche Formen des Verhaltens im Dilemma. Die EntwicklungshelferInnen in Niger

wählten diese Verhaltensweisen zum Teil bewusst, zum Teil wohl unbewusst, um mit schwierigen interkulturellen Interaktionssituationen umzugehen (vgl. zu diesen Formen auch Bateson et al. 1985; Schmid/Jäger 1986).

Kämpfen als Form des Verhaltens in einer Situation des Dilemmas bedeutet, dass EntwicklungshelferInnen engagiert, in dialogischer und konstruktiv gemeinter Auseinandersetzung mit ihrem nigrischen Gegenüber ein Problem durch Konsensfindung zu lösen versuchen und auch gegen Widerstände an ihrer Vorstellung einer „gemeinsamen“ Lösung festhalten. Wie G. im ersten Beispiel fühlten sich allerdings viele „Kämpfer“ früher oder später enttäuscht oder ausgenutzt: Dadurch, dass sie ihre Offenheit betonten und auf Kommunikation setzten, gaben sie dem nigrischen Gegenüber eher die Möglichkeit, seine Interessen (auf Kosten der eigenen) durchzusetzen. Daraus kann der Wunsch entstehen, die eigenen – widersprüchlichen – Vorstellungen noch engagierter zu vertreten, was dann oft nicht zum Erfolg führte, entweder weil der Widerstand des Gegenübers gerade deshalb wächst, oder weil die Entsendeorganisation jede Form des Konflikts als Misserfolg deutet. Eine Entwicklungshelferin beschrieb ihre Versuche der Zusammenarbeit so: Es sei, als renne sie immer wieder voll Energie vom Strand ins Meer, doch der Wasserwiderstand mache es sehr beschwerlich weiterzulaufen und trotz größter Anstrengungen würde sie am Ende immer wieder hinfallen und an den Strand zurückgespült werden, wo sie sich nach kurzer Pause aufrappelt, um von neuem loszulaufen – auf die Dauer allerdings mit abnehmender Energie.

Zum eigenen Kampf um die Rolle des/der zielbewussten, aber auch partizipativen AkteurIn gehört es also, Erschöpfung und Niederlagen zu erleben (vgl. Bateson et al. 1985: 282; Schmid/Jäger 1986), und oft erlebten EntwicklungshelferInnen in Niger auch Gefühle wie Ärger, Trotz und Misstrauen gegenüber den Anderen oder der Situation.

Wurde bei EntwicklungshelferInnen die Erschöpfung zu groß und das Gefühl der Aussichtslosigkeit, überhaupt jemals so handeln zu können, wie man es eigentlich für angemessen hielt, zu präsent, dann *resignierten* manche. Resignation bedeutet hier, dass EntwicklungshelferInnen es aufgaben, ihre Handlungsprobleme in Auseinandersetzung mit den lokalen KontaktpartnerInnen lösen zu wollen, sie versuchten sich nunmehr anders durch die Situationen des Dilemmas „hindurchzuwursteln“. Sie bemühten sich, Schwierigkeiten betont lässig zu handhaben, Probleme ordneten sie

als unwichtig ein oder machten sie lächerlich – man versuchte sich als distanzierte/r SpielerIn zu geben: Ein Entwicklungshelfer, der den Aufbau lokaler Nichtregierungsorganisationen unterstützen sollte, an deren Seriosität er ernsthaft zweifelte, sagte beispielsweise: „Wenn die [die NROs] dieses Spiel spielen wollen, bitte! Dann spiele ich es eben auch!“, und Bemerkungen wie, „Ich bin es ja nicht, der sich entwickeln will“, wurden von EntwicklerInnen in Zinder häufig geäußert. Mit ironischen und zynischen Kommentaren begegneten sie ihrer Unzufriedenheit mit dem eigenen Handeln, mit dem der jeweils anderen oder mit der Situation, ohne sich aber auf eine klare Problemdefinition festlegen zu müssen (vgl. Mosse 2007).

Der Umstand, nicht „frei“ handeln zu können, und das Gefühl, stets gegen Widerstände anzukämpfen, schien EntwicklerInnen bisweilen auch in die *Verzweiflung* zu treiben. Gefühle von Hilflosigkeit und Ohnmacht gegenüber den NigerInnen, aber auch gegenüber der Situation im Allgemeinen dominierten zeitweilig, und manche äußerten dann den Wunsch, „alles hinzuschmeißen“ und der Entwicklungszusammenarbeit insgesamt den Rücken zu kehren. Das Handeln der nigrischen KontaktpartnerInnen wurde in diesen Phasen schnell als Angriff auf die eigene Integrität als Person wahrgenommen, und die eigene Situation erschien als durch Verzicht geprägt. Dies rief wiederum häufig Wut auf die lokalen KontaktpartnerInnen hervor und führte entweder zu offensiven, aggressiven Umgangsformen oder aber zum Rückzug von Kontakten.

Die auf den ersten Blick erfolgreichste Strategie, das Dilemma zu handhaben, scheint es, es gleich ganz zu *vermeiden* (vgl. Donath 2004: 169f; Schmid/Jäger 1986). Alle der mir bekannten EntwicklungshelferInnen in Zinder wählten zuweilen diesen Weg: Sie umgingen Situationen, die sie potentiell als Dilemma einstufte, oder sie zogen sich aus solchen zurück – ob nun physisch, intellektuell oder emotional (vgl. Bateson et al. 1985: 282). Der Rückzugs aus interkulturellen Kontakten kann als Versuch verstanden werden, Probleme zu ignorieren oder eindeutige Positionierungen gegenüber den jeweils anderen zu vermeiden. Diese Wahl bietet zumindest vorläufig einen Weg, die Schwierigkeiten in einer interkulturellen Kontaktsituation zu umgehen, auch wenn die Probleme selbst damit nicht behoben werden.

So betrachtet scheinen die Seltenheit nichtberuflicher interkultureller Kontakte zwischen EntwicklungshelferInnen und NigerInnen und die spezifische Form, die berufliche Kontakte in Zinder oft hatten, bereits eine

Reaktion auf Kontaktschwierigkeiten darzustellen – also auf Probleme, die durch den Versuch entstehen, das paradoxe Modell partizipativer Entwicklung in konkrete Handlungen umzusetzen.

6. Privater und beruflicher Alltag

Probleme im Rahmen der privaten Kontakte zwischen EntwicklungshelferInnen, ihren Hausangestellten, lokalen Freunden und Bekannten wurden unter den EuropäerInnen häufig angesprochen und es wurden mögliche Verhaltensweisen diskutiert. Die Interaktionsschwierigkeiten im beruflichen waren denen im privaten Alltag letztlich sehr ähnlich, der berufliche Rahmen bot aber weniger Möglichkeiten, Probleme offen zu formulieren. Aus Schwierigkeiten im Privaten zogen die Betroffenen oft unmittelbar Konsequenzen, während die Reaktionen im beruflichen Kontext eher indirekt waren – das prinzipielle Problem im Umgang mit „den Anderen“ schien aber jeweils das gleiche zu sein. Während im Privaten die Vermeidung von Kontakten möglich war, so schien ein tatsächlicher Rückzug im beruflichen Alltag kaum realisierbar. Ich denke jedoch und folge dabei indirekt Richard Rottenburg (2002), dass sich die Definition der Entwicklungsarbeit und die Arbeitsweise vieler EntwicklungshelferInnen als Versuche lesen lassen, das Dilemma, das partizipative Entwicklungszusammenarbeit hervorbringt, zu vermeiden. Man kann sie als emotionalen und/oder intellektuellen Rückzug deuten.

Laut Rottenburg (2002) ist Entwicklungszusammenarbeit „vor Ort“ dadurch gekennzeichnet, dass die Beteiligten bei Bedarf auf vorgegebene Arbeitsabläufe und Sprachregelungen zurückgreifen können. Dieses „technische Spiel“ erwecke den Anschein, dass zwischen den lokalen und nicht-lokalen KollegInnen bereits alle Differenzen überwunden seien, dass das wesentliche Wissen transferiert sei und man daher auf gemeinsame Vorstellungen von „Zusammenarbeit“ oder „Entwicklung“ zurückgreifen könne. Ein Sprachcode und standardisierte Repräsentationsmuster verschleiern, dass unterschiedliche Modelle von Wirklichkeit, unterschiedliche Wertungen und unterschiedliche Verständnisse von Zusammenarbeit und Kommunikation weiterhin existieren (ähnlich argumentiert auch Mosse 2005). Der von Rottenburg so genannte „Metacode“ erlaube es den

EntwicklungshelferInnen, auf eine unpersönliche Kommunikationsebene zu wechseln und eventuelle interpersonelle, interkulturelle Probleme als technisch-rechnerische oder institutionelle Schwierigkeiten zu deuten und zu präsentieren. Wie ich meine, können über den Rückzug in dieses Sprachspiel allzu personalisierte Interaktionen vermieden werden, und statt sich weiterhin engagiert in Vermittlungsarbeit zu versuchen, konzentriert man sich auf eine Form der Entwicklungszusammenarbeit, die diese Vermittlungsarbeit schon erledigt zu haben behauptet: Die Zusammenarbeit mit lokalen KollegInnen ist dann bereits die Erfüllung der partizipativen Norm und die Verwendung der gleichen Begriffe und Repräsentationsformen (Listen, Diagramme oder Berichtsformen) behauptet eine „partizipative Wirklichkeit“ – eine gemeinsame Wirklichkeit also, in der die Unterschiedlichkeit der „Anderen“ (lokale MitarbeiterInnen) gewinnbringend mit dem „Eigenen“ (Ideale der EntwicklungshelferInnen und Arbeitsziele der internationalen Organisation) vermittelt wurde. So gilt der Chef der lokalen Nichtregierungsorganisation im ersten Beispiel den MitarbeiterInnen im Hauptstadtbüro einfach als Entwickler (nicht als zu Entwickelnder), dessen vom Entwicklungshelfer G. wahrgenommene Abweichung vom Partizipationsideal nicht mehr öffentlich thematisiert wird (und werden darf). G. dagegen war, als ich ihn traf, zutiefst resigniert, da er das Gefühl hatte, nicht so zu arbeiten, wie er könnte und wollte.

Im Rahmen des Arbeitsalltags ist ein physischer Rückzug aus schwierigen sozialen Beziehungen kaum möglich. Ich sehe aber in der dominanten Auffassung von Entwicklungszusammenarbeit als zweckrationaler Arbeit bereits eine Form des Rückzugs von einer komplexen Aufgabe, die Unterschiedlichkeit der „Anderen“ anzuerkennen und gleichzeitig zu überwinden. G. war so enttäuscht von der Arbeit mit den lokalen KollegInnen und von seinen ArbeitgeberInnen, dass er entschlossen war, sich nicht weiter durch solche Situationen aufreiben zu lassen, die Arbeit gelassener und mit weniger Engagement anzugehen. Der Rückzug nimmt also häufig die Form des „inneren Rückzugs“ beziehungsweise die eines resignierten „Durchwurstelns“ an. Der damit verbundene Rückzug in den „Objektivismus“ von Berichten, Diagrammen und Finanzkalkulationen, wie Rottenburg (2002) ihn beschreibt, kann davor schützen, die Kontaktprobleme auf einer allzu persönlichen Ebene abhandeln zu müssen und sich dabei in den beschriebenen Zwickmühlen zu verfangen. Es ist dann gar nicht mehr notwendig,

die Sicht der nigrischen KollegInnen auf Situationen nachzuvollziehen oder zu versuchen, zwischen lokaler Sicht und eigenen Beiträgen zu vermitteln und gemeinschaftliche Interessen zu erarbeiten.

Während Schwierigkeiten im privaten Alltag oft in Bezug auf die (kulturelle oder finanzielle) Differenz des Gegenüber erklärt wurden, versuchten viele EntwicklungshelferInnen im beruflichen Alltag, Probleme in unpersönlicher Sprache zu formulieren und sie damit nicht dem Gegenüber, sondern einem weit entfernten Dritten zuzuschreiben – den allgemeinen institutionellen Schwächen, der unprofessionellen Verwaltung der Organisation in der Hauptstadt und im Heimatland oder den globalen Machtverhältnissen. Sprachen die ExpertInnen dann im privaten Kontext unter sich von beruflichen Schwierigkeiten, dann wurde allerdings wieder die „Andersheit“ der Anderen zur Begründung der Schwierigkeiten angeführt. Rottenburg (2002: 238f) spricht hier von einem bewussten Wechsel zwischen Metacode und Kulturcodes. Dieser Wechsel scheint mir jedoch kein substantieller zu sein, und ich möchte daher betonen, dass sich, obwohl hier unterschiedliche Sprachspiele vorliegen, der Bezugsrahmen für die EntwicklerInnen in Niger nicht grundlegend änderte: Sie bewerteten ihre Arbeit und ihre Kontakte mit den Maßstäben ihrer partizipativen Ethik, denen allerdings aufgrund der inhärenten Paradoxie kaum zu genügen war – daher waren sie oft unzufrieden mit der Entwicklungszusammenarbeit und mit sich selbst. Dies äußerte sich in negativen oder ironischen Kommentaren über die Arbeit oder „die Leute hier“, aber auch in den ambivalenten Selbstbildern der EntwicklerInnen, in denen sie ihr überzeugtes Expertentum und dessen Verleugnung gleichermaßen betonten (vgl. Dichter 2003; Donath 2004; Mosse 2007; Spies 2009).

7. Sind Modelle für den Umgang mit dem Fremden global anwendbares moralisches Wissen?

Liest man „partizipative Entwicklung“ als Modell für den angemessenen Umgang mit den Anderen in der Entwicklungsbeziehung, so ist es wenig verwunderlich, dass sich dieses Modell nicht ohne weiteres in verschiedene Kontexte übertragen lässt. Bei ihren Versuchen, Kontakte gemäß dieser partizipativen Ethik des Fremdverstehens zu gestalten, erlebten die

internationalen EntwicklungsexpertInnen die Interaktionssituationen mit nigrischen KollegInnen und Bekannten häufig als Zwickmühle. Neben den widersprüchlichen Anforderungen an den Umgang mit Differenz, liegt dies auch darin begründet, dass der universelle Geltungsanspruch partizipativer Entwicklung von den internationalen EntwicklerInnen kaum noch hinterfragt wird. Damit ist das Dogma nicht nur Prämisse, Ziel und Methode jeder Projektarbeit geworden, sondern auch zu einer nichtkritisierbaren und unverhandelbaren Norm der Entwicklungsbeziehungen.

Implizit setzt partizipative Entwicklung voraus, dass die Vorstellungen der Beteiligten von Kontaktform, -verlauf und -ziel weltweit bereits kompatibel sind, dass sich die Kontaktbeteiligten von vorneherein als „PartnerInnen“ um diese Form des gegenseitigen Verstehens und um das damit angestrebte Ziel bemühen. Doch davon ist nicht auszugehen, und anders, als es das partnerschaftliche Modell vorgibt, sind Konflikte eben integraler Bestandteil eines Verstehensprozesses, und Verstehen im partizipativen Sinne kann nicht nur die Auflösung der Andersartigkeit im Eigenen bedeuten.

Betrachtet man „partizipative Entwicklung“ also als Modell für den „angemessenen“ Umgang mit den Anderen der Entwicklungsbeziehung und damit als Form moralischen Wissens (Scholtes 2009), dann wird deutlich, dass es mit einem einfachen „Transfer“ dieses kultur- und kontextspezifischen Wissens nicht getan ist. Aus Sicht der internationalen EntwicklerInnen wäre es wohl in jedem Fall befreiend und gewinnbringender, würden sie nicht von einem durch sie zu leistenden Transfer, sondern eher davon ausgehen, dass sie aktiv an Transformations- (Mosse 2005) oder Translationsprozessen teilhaben (Rottenburg 2002). Dies würde sie aus dem engen Handlungskorsett der partizipativen Norm befreien, und sie könnten vor Ort Übersetzungsarbeit leisten. Allerdings sollte sich diese gerade nicht sklavisch an ihr Vorbild halten, sondern auch die Möglichkeit des Konflikts und der Unabschließbarkeit dieser Arbeit erlauben. Eine solche Übersetzung ist damit mehr als der Export eines Modells, das Fremdes nur dann anerkennt, wenn es ins Eigene integrierbar ist. Durch den Bezug auf den neuen Kontext kann in einem Übersetzungsprozess vielmehr etwas Neues entstehen. Hätten die EntwicklerInnen also vor Ort den Freiraum, den Verstehens- und Übersetzungsprozess als ergebnisoffen zu betrachten, dann würden sich vielleicht unerwartete neue Möglichkeiten der Zusammenarbeit auftun.

1 Die Forschung führte ich vor allem in Zinder, der zweitgrößten Stadt des Landes (ca. 180.000 EinwohnerInnen) durch, drei Monate aber auch in der Hauptstadt Niamey. Neben einzelnen Organisationen bilateraler Entwicklungszusammenarbeit (die aber aufgrund politischer Spannungen seit dem Putsch 1999 auch noch im Jahr 2001 weniger präsent waren) waren in Zinder vor allem internationale Nichtregierungsorganisationen aktiv, was auch dazu führte, dass verhältnismäßig viele junge „EntwicklerInnen“ (bis zu einem Alter von Mitte 30) in der Stadt arbeiteten; sie kamen unter anderem aus Italien, Belgien, Schweden, Frankreich, Großbritannien, den USA, aus Dänemark und Deutschland. Insgesamt lebten während meiner Forschung zirka dreißig westliche EntwicklungshelferInnen in der Stadt. Zu Beginn meiner Forschung nahm ich mit allen Kontakt auf und führte strukturierte oder semi-strukturierte Interviews, im Verlauf der gesamten Forschung stand ich dann mit etwa 15 EntwicklungshelferInnen in engem, regelmäßigem Austausch.

Literatur

- Bako-Arifari, Nassirou/Le Meur, Pierre-Yves (2001): Les dynamiques locales face aux interventions de développement. In: Winter, Gérard (Hg.): Inégalités et politiques publiques en Afrique. Pluralité des normes et jeux d'acteurs. Paris: Karthala/IRD, 263-277.
- Bateson, Gregory/Jackson, Don D./Haley, Jay/Weakland, John (1985 [1956]): Vorstudien zu einer Theorie der Schizophrenie. In: Bateson, Gregory (Hg.): Ökologie des Geistes. Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 270-301.
- Beckmann, Gabriele (1997): Partizipation in der Entwicklungszusammenarbeit. Mode, Methode oder politische Vision? Hamburg: Lit.
- Bierschenk, Thomas/Elwert, Georg (Hg., 1993): Entwicklungshilfe und ihre Folgen. Ergebnisse empirischer Untersuchungen in Afrika. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- BMZ – Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit (o.J.): Glossar: „Partizipation“. <http://www.bmz.de/de/service/glossar/partizipation.html>, 29.5.2010.
- Brinkerhoff, Jennifer M. (2002): Partnership for International Development. Rhetoric or Results? Boulder/London: Lynne Rienner.
- Cleaver, Frances (2001): Institutions, Agency and the Limitations of Participatory Approaches to Development. In: Cooke, Bill/Kothari, Uma (Hg.): Participation. The new Tyranny? London/New York: Zed Books, 36-55.
- Cooke, Bill (2003): A new Continuity with Colonial Administration: Participation in Development Management. In: Third World Quarterly 24 (1), 47-61.
- Cooke, Bill/Kothari, Uma (2001): The Case for Participation as Tyranny. In: Cooke, Bill/Kothari, Uma (Hg.): Participation. The new tyranny? London/New York: Zed Books, 1-15.

- Cooper, Frederick (1997): Modernizing Bureaucrats, Backward Africans, and the Development Concept. In: Cooper, Frederick/Packard, Randall (Hg.): International Development and the Social Sciences. Essays on the History and Politics of Knowledge. Berkeley, CA: University of California Press, 64-92.
- Cornwall, Andrea/Brock, Karen (2005): What do Buzzwords do for Development Policy? A Critical Look at „Participation“, „Empowerment“ and „Poverty Reduction“. In: Third World Quarterly 26 (7), 1043-1060.
- Crapanzano, Vincent (1986): Hermes' Dilemma. The Masking of Subversion in Ethnographic Description. In: Clifford, James/Marcus, George E. (Hg.): Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography. Berkeley, CA: University of California Press, 51-76.
- Dichter, Thomas W. (2003): Despite Good Intentions. Why Development Assistance to the Third World has Failed. Amherst/Boston: University of Massachusetts Press.
- Donath, Elke (2004): Zwischen Rahmenbedingungen und Erfahrungen. Experten in der Entwicklungszusammenarbeit. Dissertation Universität Gießen. <http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2004/1662/>, 29.5.2010.
- Geertz, Clifford (1975 [1966]): Religion as a Cultural System. In: Geertz, Clifford (Hg.): The Interpretation of Cultures: Selected Essays. London: Hutchinson, 87-125.
- Henkel, Heiko/Stirrat, Roderick L. (2001): Participation as a Spiritual Duty. Empowerment as a Secular Subjection. In: Cooke, Bill/Kothari, Uma (Hg.): Participation. The New Tyranny? London/New York: Zed Books, 168-184.
- Kaufmann, Georgia (1997): Watching Developers. A Partial Ethnography. In: Grillo, Ralph D./Stirrat, Roderick L. (Hg.): Discourses of Development. Anthropological Perspectives. Oxford/New York: Berg, 107-131.
- Mosse, David (2001): Peoples Knowledge, Participation and Patronage. Operations and Representations in Rural Development. In: Cooke, Bill/Kothari, Uma (Hg.): Participation. The new Tyranny? London/New York: Zed Books, 16-35.
- Mosse, David (2003): The Making and Marketing of Participatory Development. In: Ufford, Quarles Philip van/Kumar Giri, Ananta (Hg.): A Moral Critique of Development. In Search of Global Responsibilities. London: Routledge, 43-75.
- Mosse, David (2005): Cultivating Development: An Ethnography of Aid Policy and Practice. London: Pluto Press.
- Mosse, David (2007): Notes on the Ethnography of Expertise and Professionals in International Development. Vortragsmanuskript für „Ethnografeast III: Ethnography and the Public Sphere“, Lissabon, 20.-23. Juni 2007. http://ceas.iscte.pt/ethnografeast/papers/david_mosse.pdf, 29.5.2010.
- Rottenburg, Richard (2002): Weit hergeholte Fakten. Eine Parabel der Entwicklungshilfe. Stuttgart: Lucius und Lucius.
- Schmid, Bernd/Jäger, Klaus (1986): Zwickmühlen. Oder: Wege aus dem Dilemmazirkel. In: Zeitschrift für Transaktionsanalyse in Theorie und Praxis 3 (1),

5-16. <http://www.systemische-professionalitaet.de/isbweb/content/view/75/129/>, 29.5.2010.

Scholtes, Fabian (2009): How does Moral Knowledge Matter in Development Practice, and how can it be Researched? ZEF Working Papers Series, 40. Bonn: Center for Development Research. http://www.zef.de/fileadmin/webfiles/downloads/zef_wp/WP40_Scholtes.pdf, 29.5.2010.

Spies, Eva (2009): Das Dogma der Partizipation. Interkulturelle Kontakte im Kontext der Entwicklungszusammenarbeit in Republik Niger. Köln: Rüdiger Köppe.

Abstracts

Das Modell der „partizipative Entwicklung“ impliziert normative und paradoxe Handlungsvorgaben für „angemessene“ Interaktionen zwischen EntwicklerInnen mit zu Entwickelnden, die sich nicht ohne weiteres in verschiedene Kontexte übertragen lassen. Anhand der Ergebnisse einer ethnologischen Feldforschung in Niger zeigt der Artikel, wie internationale ExpertInnen versuchen, sowohl ihre beruflichen als auch ihre privaten Kontakte zur lokalen Bevölkerung entlang dieser partizipativen Ethik des Fremdverstehens zu gestalten und welchen Schwierigkeiten sie dabei begegnen. Ich argumentiere, dass die widersprüchlichen Handlungsvorgaben für den Umgang mit der Differenz zu den „Anderen“ in der Entwicklungsbeziehung oft dazu führten, dass westliche EntwicklungsexpertInnen Kontakte zu NigerInnen als kaum zu lösendes Dilemma erlebten. Da die Versuche, ihr moralisches Wissen im Rahmen interkultureller Kontakte anzuwenden, häufig scheiterten, zogen es viele EntwicklerInnen vor, sich von Kontakten zurückzuziehen, um auf diese Weise potentiell problematische Situationen zu vermeiden.

The article wants to contribute to the debate on “participation” by listening to those who take on the task of implementing the vague and inherently contradictory ideas of “participatory development”. By focussing on European developers and on the problems they encounter while trying to realize their participatory ideals in daily interactions, I try to show how development aid work is basically about interpersonal, intercultural interaction, i.e. more about processes of translation than of transfer. Drawing on my fieldwork in Niger, I argue that for many developers, “participation”

implies an ethic of understanding, articulating what seems to be the appropriate manner for dealing with locals; however, its exigencies are ambiguous. Following the contradictory participatory ideals necessarily means to end up in a quandary, unable to do the right thing”. My case studies show that the easiest way for developers to escape these dilemmas appears to have been to simply avoid situations leading to a dilemma – both in private and professional life.

Eva Spies
Institut für Ethnologie und Afrikastudien
Johannes Gutenberg-Universität Mainz
Forum 6
D-55099 Mainz
espies@uni-mainz.de

ALICIA ALTORFER-ONG

They came as brothers, not masters:

Chinese experts in Tanzania in the 1960s and 1970s

The governments of the People's Republic of China (PRC) and the Republic of Tanzania shared an ostensibly similar political objective in the mid-1960s: the pursuit of a socialist path of development. To further its diplomatic and ideological objectives, Beijing gave moral, economic and military assistance to many developing countries. Tanzanian president Julius K. Nyerere explicitly stated his desire for assistance from socialist experts in October 1967 (Nyerere 1967) and, in the ensuing decade, Tanzania became the largest African recipient of Chinese aid. However, accounts of the cross-cultural nexus between the Chinese personnel and their Tanzanian counterparts reveal the gaps between their respective perceptions and expectations in the foreign expert-local trainee relationship, as well as the limitations of the rhetoric of solidarity that was so prevalent at the time. This case study uses a historical lens to elucidate the role of Chinese experts as agents of knowledge dissemination in Tanzania in the late 1960s; specifically, it examines how their social behaviour was perceived by the recipient community. It is not an appraisal of the success or effectiveness of the Chinese aid programme per se, but rather a focus on the 'soft' side of south-south cooperation, an extremely relevant point even today, where, as with the north-south development assistance model, cultural mores and behaviour remain sites of contention.

This study necessarily lends itself to some broad generalisations, not least of all that both cultures were homogenous, but it is in these brush strokes that some conclusions can be drawn on the cultural embeddedness of the understandings and practices of development. The meeting of Chinese and Tanzanian cultures in the space of the 1960s 'development project' was a significantly different encounter than the more frequently

studied north-south configuration. Indeed, in the last half decade, the literature on Chinese development assistance has moved markedly from the political science discipline that assesses the high level objectives and motivations of Chinese communist aid, to more development-centred studies that emphasise the actual effects and outcomes on African recipients and communities (Yu 1970; Yu 1975; Hsu 2007a; Monson 2009). Exceptions to this are Brautigam's comprehensive studies of Chinese agricultural assistance to West African countries (Brautigam 1998, 2009). With the benefit of hindsight and the less polarised literature available following the end of the cold war, it is perhaps now possible to undertake a more 'liberated' discussion of culture and development assistance in that period. Nonetheless, the limited access to official primary sources leads to a greater reliance on more anecdotal ones, such as oral interviews, memoirs and reports generated by the state-run media.

This article is organised in three sections. It begins with the context in which the Chinese and Tanzanian governments first established contact and analyses Tanzanian perspectives of Chinese development. The second section will discuss the 'revolutionary' tenets of Chinese aid and the extent to which the rhetoric of solidarity rang true in practice. The final section is a case study of the Chinese medical teams in Zanzibar and mainland Tanzania in the 1960s to 1970s.

1. Julius Nyerere and elite Tanzanian perspectives of the Chinese

To understand the Sino-Tanzanian relationship, a brief mention of the political history of Tanzania is warranted. The people of mainland Tanganyika had a considerable history of interaction with the British administrators from 1919 to 1961 and, prior to that, as part of German East Africa from 1885. The territory gained independence in December 1961 under the leadership of Julius Nyerere and the Tanganyika African Nationalist Union (TANU). That experience, for all its overall detriment to indigenous empowerment and nationalism, inadvertently fostered a kind of familiarity amongst the local population with the systems and structures of colonial rule. Social interactions and observations of the dealings of the settler communities and

colonial officials shaped local memories and understandings of development, modernity and perspectives of power in interpersonal relationships. Zanzibar, comprising Unguja (also known as Zanzibar island) and Pemba, was historically a separate entity, ruled by the Omani sultanate from the 17th century and as a British protectorate from 1890. It gained independence under an Arab-led government and constitutional monarchy in December 1963, which succumbed to a coup barely a month later, on 12 January 1964. Although the Zanzibar Revolution was a domestic expression of discontent against the socio-economic disaffection of indigenous Africans, it installed the Zanzibar Revolutionary Council (ZRC), led by Abeid Karume. The ZRC had strong left-wing elements, which raised concerns amongst western governments about the possibility of its transformation into 'Africa's Cuba'. To consolidate their domestic power and quell external threats, Nyerere and Karume established the Union of Tanganyika and Zanzibar in April 1964, which was later re-named Tanzania.

Political independence brought with it the unpleasant reality of foreign aid, so necessary for national development, and its attendant constraints on national sovereignty. Nonetheless, in spite of the Union and cosmetic attempts to synchronise their public and government institutions, both Tanganyika and Zanzibar operated quite separately. This was evident from their cultivation of bilateral donor assistance, which was closely tied to the prevailing international political dynamics. Nyerere actively pursued a non-aligned foreign policy, which welcomed development assistance from donors across the political spectrum, from the Soviet Union and East Germany, to the United States and Scandinavian countries, as well as the United Kingdom. Tanzania, with a popularly respected president at its helm, quickly became a favoured destination for bilateral and other forms of support. The predominantly western slant of the country's donor profile, particularly in visible consulting positions with government ministries, made certain comparisons with the recent colonial period inevitable. This was reinforced by the disparity between the lifestyles of the locals and their observations of the more privileged lifestyles of the western development experts who had come to help. It was against these sorts of impressions that the Chinese experts would later be compared. Karume and the ZRC concentrated on forging very visible ties with the Eastern Bloc countries and Zanzibar saw an influx of socialist experts assisting in a wide range of

areas. Indeed, Beijing had by then cultivated relations with members of the ZRC and given loans for technical cooperation and development, including military aid.

Prior to 1960, the PRC had minimal contact with both East African countries until the Afro-Asian movement gained momentum and the wave of decolonisation spread across the African continent. From the early 1960s, Beijing also had an expansive African foreign policy which professed its support and sympathy with African struggles for self-determination. This was in tandem with Tanzania's commitment to the liberation struggles in southern Africa. Nyerere made his first state visit to China in February 1965, after numerous Tanganyikan government delegations visited in 1962 and 1963. Much of what Nyerere saw in China broadly resonated with his own sentiments on national construction and development. While it is true that the Chinese rhetoric on anti-imperialism, as well as a shared history of colonial oppression and self-reliance was appropriated by many African leaders for their own purposes, a case can be made for their common concerns about their relative impotence in the face of great power rivalry and massive developmental challenges (Brautigam 1998: 179). With struggles for national liberation ongoing in Southern Africa and the ravages of cold war rivalry on fledgling governments, the Chinese experience of state-driven development was a valuable precedent. Moreover, the Chinese appeared to be building upon local rather than foreign resources whilst retaining their distinctive culture. This point resonated strongly with Nyerere's own aspirations for the perpetuation of traditional African values and his understanding of family and community (Schech/Haggis 2000: 40). As he declared in Mwanza in 1967: "ideally we also need socialists in every job – which is not necessarily the same thing as wanting a citizen for every job, because not all Tanzanians are socialists. But if a competent doctor also has socialist attitudes, then he is surely an especially great asset to us. And the truth is that the international reputation of Tanzania is such that many socialists from other countries very much want to come and work with us. One day in the future Tanzanian socialists may be able to assist other socialists to achieve their objectives. Today we should be ready and happy to welcome socialists from other countries who are ready to help us achieve our objectives" (Nyerere 1967).

The Tanzanian president began sending more of his officials to observe Chinese achievements firsthand and to "witness for themselves what a deter-

mined people can do” (Nyerere 1973: 43). One of these was Pius Msekwa, then TANU National Executive Secretary, who recalled that TANU officials were sent to observe how the Communist Party of China (CPC) mobilized people and even adopted some of these lessons upon their return to Tanzania (interview with Msekwa 2006). This gave new resonance to the Swahili saying, based on an old Islamic *hadith*, which emphasised the distance and ends that one should go to further learning: *one should be willing to learn, even if it means going to China*. Nyerere himself would visit China a dozen times throughout his life.

On a personal level, Nyerere found the Chinese officials modest and frugal, and also found the Chinese people diligent (interview with Sanga 2006). In the Chinese context, these values had Confucian origins, along with concepts of filial piety, a respect for authority and putting the community above oneself (Schech/Haggis 2000: 41). These traits struck a personal chord with Nyerere, as he abhorred any ostentatious display of wealth and was endeavouring to pursue a more egalitarian, socialist Tanzania.

2. A revolutionary donor-recipient relationship?

As is the case elsewhere, the cultural underpinnings and evolution of Chinese notions of development have long historical, political and social origins. Most notably, Maoist China viewed development as the progress towards socialism, and not modernisation per se, a very different goal altogether (Schech/Haggis 2000: 45). The state and its organs defined, designed and implemented the singular approach to bettering people’s lives, which was anchored on notions of independence, socialism and national reconstruction. There was a fundamental difference in Beijing’s definition of ‘aid’ to that of the traditional donor set. It was an atypical donor, as it was financially incapacitated, diplomatically isolated and generally vilified by cold war propaganda. Its development policy was inevitably shaped by its historical experience as an aid recipient as well: New China had received Soviet industrial and economic assistance in its initial years. The Eight Principles Governing China’s Economic and Technical Aid to Other Countries, unveiled during Zhou’s visit to Africa from late 1963 to early 1964, was also an indignant stab at Soviet ‘insincerity’ and the hasty withdrawal of its assis-

tance and experts with the intensification of the Sino-Soviet rift in the late 1950s. Beijing's response was to embark on an expansive diplomatic drive to cultivate relations with the newly independent African countries from 1960, partly through developmental and economic assistance. This was institutionalized in an explicit political statement about sovereignty and equality between donor and recipient, as laid out in the Eight Principles.

As an articulation of intent and development approach, the Principles were provocative –even revolutionary– on a number of levels. The donor-recipient relationship was declared to be one between equals and encouraged self-reliance. Development cooperation was positioned as a potent, politicised process that countered colonial and imperialist control when, up to that point, most development projects were politically impotent entities which never specifically mentioned inequalities in political power, national pride, sovereignty, or the challenges of the countries' colonial inheritance. In contrast to the 'bargaining' and extensive reporting required by many bilateral donors, for the most part, Chinese aid monies and the extension of loan facilities did not need extended negotiations. Therefore, at the ideational level, the Chinese 'model' was an interesting and unique option to newly independent governments. Pragmatically speaking, Chinese aid was an additional source of development support, although the prevailing international milieu also meant that there were contingent political implications to accepting it.

Compared to the Weberian Protestant work ethic that stresses salvation through individual effort, its Confucian counterpart has entirely different motivations. Diligence is considered an innate, fulfilling value in itself (Lim/Chua 2003). As Lim and Chua posit, each individual is accountable to himself and those around him, which manifests itself as law-abiding behaviour in order to prevent conflicts and maintain harmony. Indeed, the collective good warrants a degree of individual sacrifice and through their work individuals can contribute and 'give back' to society (*ibid.*). The sense of pride that the Chinese experts felt from their work and its completion meant a fulfilment of their assignment and mission, be it in providing medical treatment to isolated villages, the laying of railway tracks or harvesting a rice farm. However, the long hours that they spent working and the urgency with which they tried to meet –and in many cases complete in advance of– project deadlines was admired on the one hand, but also derided by

the local workers who had to toil alongside them (Monson 2009: 52). The Chinese penchant for adherence to an internalised code of behaviour and ‘right path’ was often articulated as ‘principles’, which, to those more used to open-ended discussion, only emphasized their reputation for rigidity and lack of spontaneity.

As Brautigam argues, the differences in attitudes to work and cross-cultural issues meant that the Chinese projects and their management became an arena of cultural conflict. Chinese projects were generally stand-alone endeavours which enjoyed a high level of independence, were centrally controlled and rarely connected with other agencies. While their organizational structure at times seemed unclear, the Chinese experts and managers appeared rigid in their adherence to their planned programmes (Brautigam 1998: 158f). As much as the Chinese were generally respected for their professional work ethic and shouldering of responsibilities alongside their local colleagues, this did not necessarily carry over into personal relations. The completion of the said assignment was in most cases not the only expectation that the local staff and communities had of them. After all, to employ the rhetoric of solidarity, ‘brothers’ did not just work or fight alongside each other; it also followed that they relaxed and had fun together. As an illustration, according to the late Haroub Othman, the Cuban experts in Zanzibar were able to integrate much better and mixed easily with the locals. There was more cultural affinity between them and they participated actively in social events and dancing, which was similar to the experience that Zanzibari visitors had in Cuba as well (interview with Othman 2006, 2009). Indeed, some aspects of the Chinese experts’ social behaviour were regarded as somewhat strange. The factors which influenced their behaviour cannot be easily separated or reduced to a simple laundry list, but there were notably elements of Confucian philosophy which provide plausible explanations.

The Chinese experts’ expectations for their social lives and settings overseas were not grandiose, nor their material demands extravagant. This was bred from a culture of scarcity and Confucian community-mindedness at home, coupled with a high level of political mobilisation and strong socialist overtones, both of which permeated all levels of Chinese society. As dictated by the Eight Principles, the ideological precept of solidarity was reflected in the salaries of the Chinese experts, who received an equivalent wage to local

counterparts of a similar grade. In this way, Chinese experts were comparatively 'cheaper' to engage than development practitioners from other countries. In line with its aid agreements elsewhere, the Chinese government paid for the team's salaries, including travel expenses between China and Zanzibar, which would be drawn on Beijing's loan amount. The Zanzibari government was responsible for the experts' food expenses, pocket money, accommodation, medical expenses, local transportation, facilities and stationery.¹ The team's entitlement during their period of service was a month's leave following eleven months' uninterrupted work, as well as official local and Chinese public holidays. The Chinese experts and technical personnel were also legally obliged to observe the local laws and regulations and to keep confidential the data relating to their work. Upon the completion of their assignments, certificates would be issued by the Zanzibari government stating their period of service and their work performance. Their modest salaries limited the kinds of activities that the Chinese experts could indulge in, though it was not uncommon for them to browse the shops of Dar es Salaam for consumer goods, unavailable in China, before the end of their assignments. Unlike the Cuban system, which trained an excess of medical professionals to work overseas and generate foreign currency, China's overseas medical teams meant a real loss to its domestic healthcare system.

There was also a perceptible social pressure to conform to a common and acceptable standard across the team. To observers, their simple dress way of dressing and almost identical deportment made the Chinese experts appear bland and faceless, as a foreign journalist's description of the railway experts shows: "I had watched the Chinese coming ashore in Dar es Salaam harbour, drawn up in rows, each carrying Mao's little red book, each in an identical uniform with blank faces that look straight ahead – no laughing, no chattering, no whistling at the girls. They looked like zombies, the opposite pole of temperament compared to their Tanzanian counterparts" (Smyth/Seftel 1998: iv).

Rumours that the Chinese experts were actually convicts or conscripted labour circulated and seemed entirely plausible, because these new arrivals to the development scene appeared markedly different from those who had preceded them. Their obvious frugality and simplicity also worked against them, as did China's status as a developing country. According to the late

Zanzibari journalist Ali Nabwa, local perceptions of the teams' professional competence and the quality of the equipment they donated was at times regarded as inferior to the West (interview with Nabwa 2006). The physicians were also rumoured to be the ideologically-laden 'barefoot doctors' in the Chinese communes. However, as will be explained later, this was not true, as the barefoot doctors were a domestic phenomenon. The experts' living arrangements were modest, if austere, and comprised of dormitory-style sleeping quarters and communal cooking facilities in a shared house. The team members prepared their own food, performed their own chores and spent their leisure time together, engaging in activities like table tennis (Hsu 2007b). Some of the personnel working on the Tanzania-Zambia rail link project even cultivated little vegetable patches and practiced small-scale animal husbandry to supplement their otherwise basic diets.

The Chinese experts on the aid projects were predominantly male and did not interfere in local affairs or leave 'a trail of children behind' with local women (interviews with Othman 2006, 2009, Mmari 2006, Kahama 2007). On the other hand, the experts' Confucian moderation, self-restraint and conformity to collective norms often conflicted with local expectations. The perceived absence of virility or visible signs of masculine assertion amongst the Chinese men and the androgynous look of the few women, usually the interpreters, in their unisex garments was perturbing and gave the experts an unnatural, almost monastic, quality. Similarly, Tanzanian and other African students living in China have in many instances described the difficulties they faced in trying to establish closer relationships with the Chinese, especially romantic relationships with the opposite sex. The Chinese experts' reputation for sticking to themselves and not socializing with the locals after work hours was particularly acute during the Cultural Revolution. It was a period of tumultuous political developments within China and, in some cases, motivated radical pronouncements by its citizens overseas.

Moving on to the specific case of the Chinese medical experts, the success of their assignment was typically reflected in the number of patients seen, the range of conditions treated and the geographical area covered. Local memories and accounts of them usually originated from their Tanzanian colleagues, officials in the Ministry of Health and more sporadic impressions from patients who had received treatment, as well as from members of the rural communities where they served.

3. Chinese medical experts in Tanzania

Mao put forward his proposals to focus on rural health in January 1965 and thus ignited China's domestic medical revolution, which gave impetus to the organisation of mobile medical teams in the rural areas and the training of rural health workers (Fang 2008). This initiative, as well as Mao's criticisms of the Ministry of Public Health, was also indicative of his disgruntlement with President Liu Shaoqi and CPC General Secretary Deng Xiaoping. The Great Proletariat Cultural Revolution launched the following year led to the barefoot doctor campaign, which "effectively ruined the urban healthcare system" in China (Li 1994: 419ff). The training of socialist-minded specialists was now a priority alongside the development of professional competence in the medical schools. Medical students underwent the same socialist political education as those in other schools and were required to do manual labour while living and working with the peasants (Peking Review 13.II.1964: 64). The explicit rationale was that it would help the students to better link theory with practice, to spread medical knowledge among the masses and pass on knowledge of the prevention and treatment of diseases. Implicitly, those sent to the countryside were also the segment of the population that Mao harboured a deep-seated disregard for: namely, the intellectuals. An almost immediate result was a strain on domestic medical resources, as hospitals and medical schools were immobilised and highly qualified, overseas-trained Chinese physicians, who had returned to China in the early 1960s, left the country (Lampton 1977: 226). In spite of these setbacks, health diplomacy continued to be a tool of Beijing's foreign policy and a visible expression of international solidarity.

Beijing sent medical experts to Zanzibar from 1964. While there was a small Chinese business community in Tanganyika and Zanzibar, this was only useful for propaganda purposes and highlighting the country's old ties with China, with little influence on the despatch of experts, which was a political decision. From the 1960s till 1976, political loyalty and trustworthiness were incorporated into the criteria for the selection of candidates for the overseas assignments, as well as whether the person came from a politically reliable family. The drive to flatten the medical hierarchy and send physicians to the rural areas in China shaped the experts' perceptions of their role in the community and was carried over to their overseas

assignments. The medical teams at the V. I. Lenin Hospital on Unguja and Mkoani Hospital on nearby Pemba were assigned to oversee village health and were reputed for their expertise, reliability and diligence. They often kept long hours working alongside the local staff in administering medication, or assisting with injections or minor tasks like folding gauze and cleaning. This comparatively more egalitarian structure was also evident in other Chinese institutions, such as the military. Sandhurst-trained Brigadier General Sam Sarikikya conducted a fact-finding mission to China in July 1964 and observed that the officers shared sleeping quarters with their men at the platoon level. Upon his return to Tanzania, he expressed his reservations about the suitability of such a system for Tanzania to British embassy staff. The Chinese doctors tended to the rural areas and were “very close to the people” because of their experience in the countryside, which was also perceived as sincerity in wanting to help (Burgess 2009: 122). In the words of Ali Sultan Issa, who was appointed Minister of Education, Youth and Culture in January 1965, they were “more akin to us” and more easily accepted than the Soviets (ibid.: 106f). A health official similarly found the East Germans arrogant in their dealings with local staff on Pemba island, complaining that they behaved like ‘prima donnas’ (Swift 2002: 94). The Sino-Soviet dispute also manifested itself in the Islands, where there was a clear division and rivalry amongst the aid teams, including medical ones, which had to be assigned to separate regions and projects. Chinese criticisms were largely made through its media, with more ideological critiques directed against Moscow.

One of the key tenets of Chinese aid was to promote self-reliance. By February 1967, after more than two years in Zanzibar, the Chinese medical team had reportedly treated over 230 critically ill patients. The Chinese team established a preparation room to manufacture a variety of injections to reduce Zanzibar’s reliance on imported, mainly British, drugs. By July 1965, the first Chinese-equipped injection preparation room had produced nearly one million cubic centimetres of over 30 kinds of injections and drops. These products were reportedly used in hospitals and clinics in both Zanzibar and Pemba. This was later complemented by the Islands’ first pharmaceutical workshop, which was inaugurated in September 1968, under the auspices of the Lenin Hospital (People’s Daily 3.9.1968). However, medical training on the Islands remained patchy. The sustainability element was limited insofar

as the programme was managed by the Jiangsu and Shandong provinces' health bureaus, which were responsible for the continuity and replacement of personnel. The agreements were extended based on the host institution's requests and thus tended to be styled along the lines of direct service and training through demonstration rather than comprehensive long term training programmes. As such, Tanzanian doctors would only have been trained in China, where they faced a different set of challenges. A report commissioned by the United States Agency for International Development entitled *A Review of Zanzibar's Health Sector* observed that, as late as 1979, there was still no formal institution for training health professionals in the islands and nearly all of the 25 local doctors practicing at the time had been trained in the Soviet Union or China, with a number of students trained at colleges on mainland Tanzania and the Chinese team at Lenin Hospital also training rural medical assistants (USAID 1979).

On mainland Tanganyika, there had been no real rural healthcare provision at the national level prior to independence in December 1961. Rural hospital and dispensary services were run by missionary societies and voluntary groups, while some mine and plantation owners with vested economic interests in their workers' productivity had also offered their own medical services (Titmuss 1964: 33). The government remained largely dependent on foreign assistance for staffing, medication and equipment for its health service following independence. This situation was exacerbated by the global demand and shortage of qualified healthcare personnel, coupled with the long training periods and highly specialised nature of the medical field (Loxley 1973: 66). Ironically, the absence of an integrated healthcare structure meant that the country was able to absorb a large amount of foreign assistance, although this posed a challenge to the standardization of treatment and systems countrywide (Turshen 1984: 199).

Nyerere's 1967 Arusha Declaration and the concept of *ujamaa* celebrated traditional African notions of 'family hood' and harmonious communal life. In late 1967, Chinese and Tanzanian officials met in Beijing to explore the possibility of a medical project, and a feasibility team arrived in Tanzania in January the following year for a month-long tour of various medical facilities (Yu 1970: 71; People's Daily 23.1.1968). The formal medical team arrived in April 1968 and had specialists in general surgery, obstetrics and gynaecology, orthopaedics, otolaryngology, paediatrics and pharmacology

(People's Daily 20.6.1968). During his second state visit to China in June 1968, Nyerere delivered a speech titled *The Supremacy of the People*, which emphasised that Tanzania's search was for the 'committed expert' who sought to "only use his knowledge and abilities for the service of the people – and service as the people themselves define it" (Nyerere 1973: 37). The President took a great interest in the Chinese medical system, particularly in how the barefoot doctors set up a temporary clinic and trained farmers to assist medical workers in rural areas (People's Daily 16.7.1970). The barefoot doctor training was underscored by the increase in rural incomes after the economically catastrophic early 1960s, which meant that peasants were able to apportion a small sum of earnings to medical care (Lampton 1977: 229f). They earned the same wage as the farmers. A similar scheme was later developed for *ujamaa* villages to select health workers from the community that would also support them financially, modelled after the Chinese barefoot doctor scheme (Etten 1976).

However, the ideological pronouncements of the Cultural Revolution had deleterious effects on perceptions of the Chinese experts and of Beijing's diplomacy more generally. Charles Swift, an American doctor who worked with the Tanzanian Ministry of Health, recalls a lecture by a visiting senior physician on medical services in China in the late 1960s. The Chinese doctor's script brimmed with ideological verbiage "loaded with Mao-isms", probably drafted by an apparatchik, but in the discussion which followed, he spoke more freely, impressing the audience with his knowledge and professionalism (Swift 2002: 73). Regulations also governed the experts' routines; they were advised to stay indoors in the evening and not to mingle with the locals, a measure of social control which heightened the level of collective supervision within the team. This led to feelings that they were extremely secretive and formal (Hsu 2007a; Brautigam 1998: 158f). Part of this was of course linguistic, a handicap that dogged nearly all the Chinese experts who were sent overseas, as few of them spoke English and even fewer Swahili, although there were translators within the team. Neither were they cosmopolitan, and it is not surprising that the intensity of the cross-cultural encounter during the work day was balanced by a more familiar, communal routine in the evenings and benefited from the support it offered while in a foreign land.

In June 1969, a local Tanzanian newspaper published an irate letter criticising an episode of Radio Beijing's Swahili service.² The programme allegedly claimed that the Chinese doctors had made great sacrifices in order to save primitive Tanzanians who should believe in one god only – that is, Chairman Mao. The letter highlighted this as a “deliberately construed” act designed to damage Tanzanian reputation, pride and freedom and is an illustration of how local sensitivities were outraged by any suggestion of ideological supremacy by an external power. The letter waxed sarcastically that the radio service had perhaps forgotten that Tanzania had “[its] own President and [its] own Party [...]”. The Chairman and the doctors of China inject the sick and present them with small red books which, according to what I have been told by one friend of mine from Mtwara, can cure a sick man if it is read carefully. Let us leave these Chinese doctors to love their Chairman Mao; but as far as we all are concerned, we do not want the Chinese to mislead us into believing that Mao is also our God [...] if we are to have faith in this group of Chinese doctors, it will be better if they sincerely treat the sick people and not mix their medical profession with Chinese politics. I have got faith in God and in our President but not in Mao at all” (ibid.).

However, while the increasingly radical policies of the Cultural Revolution and the state media no doubt reinforced a particular mindset and approach to helping their African ‘brothers and sisters’, the Chinese experts were not devoid of a genuine sense of altruism. Indeed, many of the experts volunteered because of their personal desire to help communities in the recipient country, as well as “do something for China” (interview with Gan 2006). Particularly in that period, when opportunities to travel were few and far between and life back home was not easy, many of them were keen to have some overseas experience. They were willing to put up with the hardship, distance and attendant risks of the job, which ranged from tropical diseases to attacks by wild animals.

The villagisation policy that began in 1969 on a voluntary basis would later involve more coercive and forceful measures undertaken by the Tanzanian government from 1973. Attractive in theory, in practice the shortage of personnel and resources made the extension of health services to remote villages difficult, yet insofar as the Chinese were concerned, their medical assistance remained aligned with Nyerere's efforts to extend medical care

to the rural areas. Overall, it can be argued that there was a good match in terms of the Chinese experts' expectations and their actual assignments. In May 1972, the Tanzanian Ministry of Health and Social Welfare reported in an internal document that the Chinese doctors provided health services to those in the rural villages at a level that they were used to, in line with the Arusha Declaration's emphasis on extending services to the rural areas.³ This was reinforced by the Health Division's annual report for 1968 and 1969, published in 1973, that they 'rendered invaluable assistance' in running hospitals and through regular visits to rural health centres, dispensaries and villages (United Republic of Tanzania 1973). The teams adopted a 'circuit system' of medical treatment, with each group assigned to a particular area, with the length of stay in each village ranging from a few days up to a month (Yu 1975: 110). Aside from treating patients, the team also ran health education classes which emphasised disease prevention. In July 1969, a press release issued by the Information Services Division, Ministry of Information and Tourism in Dar es Salaam reported that the Chinese medical team assigned there had attended to a total of 2,013 patients in five villages of Nachingwea District.⁴ Once again, the report praised their efforts at having boosted morale in the rural healthcare system. It stated that, aside from assisting with the running of regional and district hospitals, it was their 'spirit of devotion to duty', 'hard devoted work' and enthusiasm for establishing mobile medical services in rural areas through regular visits which made a difference. This was invaluable in 'stimulating and supplementing' the Health Division's efforts to extend its services to rural communities. Indeed, the correspondence between the Ministry of Health and Nyerere's personal assistant Joan Wicken in August 1971 suggests that the Chinese medical team's arrival in 1968 had provided the impetus for the increased frequency of staff visits to rural communities, making it a common feature of the health service.

The Chinese teams in Mtwara, Lindi and Nachingwea hospitals paid twice weekly visits to dispensaries and *ujamaa* villages to conduct child welfare clinics, seminars, health demonstrations, vaccinations and treatment, and stayed with the rural communities for several days in some instances. Following from that precedence, according to the 1968-1969 Ministry of Health and Social Welfare annual report, a new initiative to extend health services was taken by the formation of a mobile health team in

Lindi (United Republic of Tanzania 1973). The Minister for Health's budget speech to the National Assembly in 1971/2 commended the Chinese teams for their active participation in the promotion of rural health services. They had reportedly cured no less than 16,500 patients in Shinyanga and Musoma districts by the autumn of 1970. One anecdotal report submitted by the Ministry of Health to the Chinese Medical Team Leader mentions that they stayed on for ten further days to participate in village life and work, which was considered 'evidence' of the 'strongest and warmest friendship' between the countries.⁵ A number of parliamentarians had occasionally requested for Chinese doctors to work in their respective constituency hospitals, in response to appeals from their constituents.⁶

By 1972 the total number of Chinese medical teams was eleven at previously existing stations in Musoma, Dodoma, Morogoro, Mbeya, Kigoma, Mtwara, Nachingwea, Newala and Kondoa, which allowed for some continuity and handing-over of responsibilities, as well as the inclusion of two new stations at Bukoba and Singida. For more than six months, the medical team would use the Musoma Mara county hospital as a base for between two to three days a week, to carry out rural outpatient care. They often faced harsh weather conditions and had to travel long distances over difficult terrain to their destinations (*People's Daily* 31.3.1969). In the absence of clinics in the rural areas, the teams would improvise and operate from whatever facilities were available, such as a school classroom; in one account, they even donated blood for a patient's transfusion.

The Chinese medical teams in Tanzania also catered to the increasing number of experts arriving from China for aid projects from the mid-1960s. Physicians who were assigned to attend to the medical needs of the estimated 25,000 Chinese personnel who came to work on the massive Tanzania-Zambia rail link project from 1970 also treated the locals living in the vicinity of the project sites.⁷ According to Hsu, people in Mbeya had good memories of the Chinese experts and doctors in the early 1970s (Hsu 2007a). These doctors were likely to have been trained in specialised centres for particular branches of medicine, for example to treat coal-miners or rail workers (*Peking Review* 13.11.1964: 46). Chinese assistance in rural health met an important need and contributed to Tanzania's social development through direct service. Professionally, the Chinese doctors were perceived to have left a positive impression, with a 'strong personal

influence as models' (Yu 1975: 110). The teaching of work ethics was done through demonstration and through doing the work alongside their Tanzanian counterparts, hoping in this way that they would see the value and results and would thus adopt them. They were also reinforced by remuneration contracts which rewarded diligence and performance, penalizing tardiness and bad behaviour. Furthermore, the Chinese medical teams enjoyed strong political support from the highest levels of the Tanzanian government.

At the policy level, the Chinese medical experts supported Nyerere's *ujamaa* outreach programme and rural emphasis – in spite of the increasingly contentious and arbitrary nature of the villagisation programme – by extending a public service to the remote communities, which would otherwise have exceeded the capacity of the healthcare system. As the evidence from the Tanzanian health ministry reports show, the teams provided a valuable direct service in a range of specialties to remote communities. There were attempts at increasing self-reliance through the establishment of preparation rooms and improvisation where conditions were basic. Furthermore, the teams boosted the Health Division's impetus and morale to extend their services. The Chinese model appeared to offer a feasible option for rural medical assistants, based on the barefoot doctor model. The hands-on approach of the Chinese physicians was particularly useful in an environment of limited personnel and conditions, while their attitude to work was generally viewed positively. Nonetheless, there was a low level of social interaction between the experts and their colleagues and the communities they served. That distance allowed rumours and speculation about the experts' skills and capabilities to spread, many of which persist in their memories even today. Indeed, one of the testaments to the medical teams' positive contributions is the success that the new wave of Chinese medical entrepreneurs had in riding on the coat-tails and reputation of the earlier, government-sent practitioners. Nevertheless, there is little evidence to support the assumption that these Chinese experts of the 1960s and 1970s were sent to prepare the ground for Beijing's contemporary economic engagements in Africa. The political upheavals within the Chinese government in the interim period shaped China with outcomes that could not have been predicted. What can be said, however, is that Beijing's African policy during its socialist period was intended to foster diplomatic relations for the long

term and was buttressed through a convergence of political means, development assistance and its leaders' personal diplomacy.

4. Conclusion

In the post-colonial, cold war context of newly independent African countries in the 1960s, Western development initiatives were generally unable to make a clean break from the long shadow of neo-colonialism. It was in that period that Chinese aid was dispensed to fellow developing countries, for which the phrase 'south-south cooperation for development' would only surface some years later. Bringing together historical studies and the discourse on culture and development, this article examined the role of Chinese experts as agents of knowledge dissemination in Tanzania from the 1960s to 1976. Putting aside the dissemination of hard skills and technical lessons, the focus is instead on the experts' work ethic and social behaviour. These had evolved from a mix of historical, political and social factors peculiar to the Chinese context. In particular, the traits of diligence, modesty and frugality were highlighted by President Julius Nyerere as strengths in Chinese society and were similarly observed by lay Tanzanians who interacted with the experts. Indeed, these qualities seemed to have a direct bearing on what Nyerere viewed as successful national development and nation-building in China. The Chinese experts themselves were a radical departure from popular perceptions of the development expert as being from a Northern or Western country, bringing high technology and operating in a vertical hierarchy that was not entirely unlike Tanzanians' memories of interactions which took place in the colonial era. The Confucian tradition of community above self sat very comfortably with the politically driven rhetoric of solidarity and internationalist duty. However, in spite of the professed similarities between the political and development paths of the Chinese and Tanzanian governments, as well as pronouncements of solidarity and fraternal feelings between their peoples, there was indubitably a cross-cultural clash. While this did not entirely jeopardise the physical outcomes of the Chinese projects, it had a dampening impact on the transmission of the 'soft' qualities and values that comprised the body of knowledge brought by the Chinese experts. The experts' traits of diligence, modesty and frugality were generally viewed positively by Tanza-

nian workers, although their separate social activities and perceived austerity made them appear aloof or truly foreign. This dichotomy made the rhetoric of fraternal solidarity ring hollow. This brief study suggests that while the profile of the donor country might have political and perhaps even moral implications on the recipient country and its politics – in this case a collaboration between developing countries with similar socialist ideologies – there is no escaping the critical importance that cross-cultural issues have on the dissemination and appreciation of knowledge at the inter-personal level.

- 1 ZNA (Zanzibar National Archives, Zanzibar, Tanzania), DLI/80: 26.10.1964.
- 2 NA (National Archives, Kew, United Kingdom), FCO31/441: 10.6.1969.
- 3 TNA (Tanzania National Archives, Dar es Salaam, Tanzania), Technical Assistance China, Acc. 450, HEA/90/5/II, 12.5.1972.
- 4 TNA, Ministry of Information and Tourism, A/1724/69, 3.7.1969.
- 5 TNA, Ministry of Health, HEA/90/50/405, 20.3.1973.
- 6 TNA, Ministry of Health, HEA/90/5, 2.1.1974.
- 7 TNA, Dar es Salaam. Acc. 450, HEA/90/5/II.

Literatur

- Brautigam, Deborah (1998): *Chinese Aid and African Development: exporting green revolution*. London: MacMillan Press.
- Brautigam, Deborah (2009): *The Dragon's Gift: the real story of China in Africa*. Oxford: Oxford University Press.
- Burgess, Thomas (2009): *Race, Revolution, and the Struggle for Human Rights in Zanzibar: the memoirs of Ali Sultan Issa and Seif Sharif Hamad*. Athens, OH: Ohio University Press.
- Etten, Geert. M. van (1976): *Rural health development in Tanzania: A Case Study of Medical Sociology in a Developing Country*. Assen: Van Gorcum.
- Fang, Xiaoping (2008): From union clinics to barefoot doctors: healers, medical pluralism, and state medicine in Chinese villages, 1950–1970. In: *Journal of Modern Chinese History* 2 (2), 221–237.
- Hsu, Elisabeth (2007a): *Chinese medicine in East Africa: Soothing alternative medicine or bitter pill?* Paper presented at the African Studies Centre, University of Leiden, 10.5.2007.
- Hsu, Elisabeth (2007b): *Zanzibar and its Chinese Communities*. In: *Populations, Space and Place* 13 (2), 113–124 (Special Issue: New Chinese Diasporas).
- Lampton, David M. (1977): *The Politics of Medicine in China: the policy process, 1949–1977*. Boulder, CO: Westview Press.

- Li, Zhisui (1994): *The Private Life of Chairman Mao*. New York: Random House.
- Lim, Cheryl/Chua, Sin Lay (2003). Confucianism and the Protestant Work Ethic. In: *Asia Europe Journal* 1, 321-322.
- Loxley, John (1973): *Technical Assistance, High-level Manpower Training and Ideology in Tanzania*. *Technical Assistance Administration in East Africa*. In: Tandon, Yshpal (ed.): *Technical Assistance in East Africa*. Uppsala: Dag Hammarskjöld Foundation, 65-82.
- Monson, Jamie (2009): *Africa's Freedom Railway: How a Chinese Development Project Changed Lives and Livelihoods in Tanzania*. Bloomington, IN: Indiana University Press.
- Nyerere, Julius K. (1967): *After the Arusha Declaration*. Paper presented at the presidential address to the National Conference of the Tanganyika African National Union, Mwanza, 16.10.1967.
- Nyerere, Julius K. (1973): *Freedom and Development/Uhuru na Maendeleo: a selection from writings and speeches, 1968–1973*. Dar es Salaam: Oxford University Press.
- Schech, Susanne/Haggis, Jane (2000): *Culture and Development: a critical introduction*. Oxford: Blackwell Publishers.
- Smyth, Annie/Seftel, Adam (Hg., 1998): *Tanzania: the story of Julius Nyerere through the pages of DRUM*. A Bailey's African Photo Archives Production. Kampala: Fountain Publishers.
- Swift, Charles (2002): *Dar Days: The Early Years in Tanzania*. Maryland: University Press of America.
- Titmuss, Richard M. (1964): *The Health Services of Tanganyika: A Report to the Government*. African Medical and Research Foundation. London: Pitman Medical Publishing.
- Turshen, Meredith (1984): *The Political Ecology of Disease in Tanzania*. New Jersey: Rutgers University Press.
- United Republic of Tanzania (1973): *Annual Report of the Health Division, 1968, 1969, Vol. I*. Dar es Salaam: Ministry of Health and Social Welfare.
- USAID – United States Agency for International Development (1979): *A Review of Zanzibar's Health Sector*. Washington, DC.: Office of International Health, Public Health Service, US Department of Health, Education and Welfare.
- Yu, George T. (1970): *China and Tanzania: A Study in Cooperative Interaction*. Berkeley, CA: Centre for Chinese Studies, University of California.
- Yu, George T. (1975): *China's African Policy: A Study of Tanzania*. New York: Praeger Publishers.

Interviews

Gan, Professor, interview: 14.12.2006, Dar es Salaam. He was leader of the Chinese medical team in Tanzania.

- Kahama, George C., interview: 3.5.2007, Dar es Salaam. He began his political career in the Tanganyikan cabinet in 1958 and has been in the Tanzanian public service for roughly five decades,.
- Mmari, Geoffrey R.V., interview: 7.II.2006, Dar es Salaam. He first visited China in 1967 and had twice led delegations to China when he was later Vice-Chancellor of the Open University.
- Msekwa, Pius, interview: 6.I2.2006, Dar es Salaam. He joined TANU in 1964 and later became TANU National Executive Secretary and National Assembly Speaker.
- Nabwa, Ali, interview: 26.II.2006, Stone Town, Zanzibar. He was a former journalist with the Chinese-sponsored Zanzibar News Agency (Zanews) in the early 1960s and Swahili teacher at Beijing's Institute of Journalism from 1965 to 1967.
- Othman, Haroub, interview: 14.II.2006 and 17/18.I.2009, Dar es Salaam. He worked for Radio Beijing in China from 1960 to 1962 and was most recently Professor at the Institute of Development Studies, University of Dar es Salaam.
- Sanga, Charles A, interview: 7.I2.2006, Dar es Salaam. He had two assignments in China (1985–1988 as a junior embassy officer and again from 2000 as Ambassador); he was also Nyerere's Private Secretary for eight years.

Newspapers

- Peking Review, Beijing, People's Republic of China.
 People's Daily, Beijing, People's Republic of China.

Abstracts

The People's Republic of China and the Republic of Tanzania shared an ostensibly similar political objective in the 1960s: the pursuit of socialist development. As part of its drive to promote internationalist solidarity, Beijing despatched a range of experts to Tanzania and elsewhere in Africa to undertake development projects. Their encounters with members of the recipient communities were shaped by cultural mores and expectations at the interpersonal level and proved to be points of engagement as well as contention. This study uses a historical lens to elucidate the role of the Chinese experts as agents of knowledge dissemination in Tanzania and focuses on the 'soft' side of south-south cooperation. Based on historical

data from the 1960s and 1970s, this contribution's conclusions emphasise the primary role of culture in shaping understandings of development, as well as the critical importance that cross-cultural issues have on the transmission and appreciation of knowledge at the most basic interpersonal level.

Die Volksrepublik China und die Republik Tansania hatten vordergründig ein ähnliches politisches Ziel: das Streben nach sozialistischer Entwicklung. Als Teil ihrer Initiative zur Förderung internationaler Solidarität sandte Peking eine Reihe von ExpertInnen für Entwicklungsprojekte nach Tansania und andere Länder Afrikas. Deren Begegnungen mit der Gesellschaft des Gastlandes wurden durch unterschiedliche kulturelle Gepflogenheiten und Erwartungen auf der zwischenmenschlichen Ebene geprägt und erwiesen sich sowohl als verbindendes als auch als trennendes Element. Diese Studie untersucht auf der Grundlage von Quellen aus den 1960er und 1970er Jahren aus einem historischen Blickwinkel die Rolle der chinesischen ExpertInnen als Akteure der Wissensverbreitung in Tansania. Sie fokussiert auf die „weichen“ Aspekte der Süd-Süd-Zusammenarbeit. In ihren Schlussfolgerungen hebt sie die Rolle von Kultur in der Herausbildung von Auffassungen über Entwicklung hervor sowie die entscheidende Bedeutung interkultureller Belange für die Vermittlung und das Verständnis von Wissen auf der grundlegenden zwischenmenschlichen Ebene.

Alicia Altorfer-Ong
12 Grove Avenue
279098, Singapore
a.n.altorfer-ong@lse.ac.uk

GERALD HÖDL

„Es tut mir nicht leid, dass ich's gemacht hab'.“

Eine „Oral History“ der österreichischen Entwicklungshilfe

Es scheint so etwas wie einen historiographischen Mindestabstand zu geben, der Themen für die Geschichtsschreibung interessant werden lässt. Dies hat nicht nur handfeste Gründe wie Archivsperrn, die den Zugang zu Quellen für mehrere Jahrzehnte unterbinden, sondern es hat auch mit dem Reiz des Untergehenden bzw. des Untergegangenen zu tun. Die zeitliche Distanz und die seither eingetretenen Veränderungen schärfen die Konturen des Untersuchungsgegenstands, machen ihn ungewöhnlich und fremd. Das Abblättern des Selbstverständlichen reizt zum genaueren Hinsehen, zur Analyse und zur Bilanz.

Dementsprechend findet die Geschichte von Entwicklung(spolitik) als eine der Konstanten des internationalen Systems im 20. Jahrhundert neuerdings wachsende Aufmerksamkeit (vgl. Büschel/Speich 2009). Hatte sich dabei die historische Forschung zunächst auf die Geschichte der leitenden Ideen und der mächtigsten AkteurInnen, insbesondere nationaler Regierungen und multilateraler Organisationen, konzentriert (vgl. Havinden/Meredith 1993; Rist 1997), rückten in den letzten Jahren zunehmend Bereiche abseits dieser „Königsebene“ in den Blickpunkt. So wuchs auch das Interesse an jener Gruppe von EuropäerInnen und NordamerikanerInnen, die in Ländern des „Südens“ an Entwicklungsprojekten beteiligt waren, zunächst noch im Zeichen des Kolonialismus (Kothari 2005; Van Beusekom 2002), später als postkoloniale „EntwicklungshelferInnen“ (Hein 2006). Das Interesse an dieser Personengruppe wuchs nicht nur innerhalb der Geschichtswissenschaft, sondern auch, ja stärker noch in den nicht historisch orientierten Sozialwissenschaften. In den letzten Jahren erschienen mehrere Bücher, die sich auf der Basis umfangreicher Interviews mit der Identitätskonstruktion von EntwicklungshelferInnen, ihrem

Verhältnis zum lateinamerikanischen/afrikanischen/asiatischen „Anderen“ und ihrer Verstrickung in rassistisch grundierte Machtverhältnisse beschäftigen (Cook 2007; Eriksson Baaz 2005; Goudge 2003; Heron 2007).

Die erwähnte zeitliche Distanz erhöht nicht nur das historiographische Interesse, sondern in Verbindung damit auch die Bereitschaft von ZeitzeugInnen, Auskunft zu geben. Das Erlebte erscheint zunehmend als etwas, das in seiner Besonderheit wert ist, erzählt zu werden. Die ErzählerInnen sind in unserem Fall ÖsterreicherInnen, die in den 1960er und 1970er Jahren als EntwicklungshelferInnen tätig waren und damit die Frühgeschichte der österreichischen Entwicklungshilfe miterlebten – eine Phase, die sich sowohl in den zugrundeliegenden Konzepten als auch in den Rahmenbedingungen der Einsätze von späteren Jahrzehnten markant unterschied.

1. Das Sample

Am Anfang stand – im Jahr 2009 – eine Lehrveranstaltung an der Universität Wien, in deren Rahmen Studierende der Internationalen Entwicklung mit den Methoden der Oral History den Erfahrungen der ersten österreichischen EntwicklungshelferInnen nachspüren sollten. Der vermeintliche Nachteil, dass es sich bei den Interviewenden nicht um HistorikerInnen handelte, wurde dadurch mehr als aufgewogen, dass sie ein genuines Interesse am und eine gewisse Vertrautheit mit dem Interviewgegenstand aufwiesen und es so zu Gesprächen zwischen unterschiedlichen entwicklungspolitisch interessierten Generationen kam, gewissermaßen den PionierInnen und ihren – mit erheblichem Abstand – Nachgeborenen.

Zunächst galt es allerdings, diese PionierInnen zu finden. Als besonders erfolgreich erwies sich dabei der Weg über persönliche Bekanntschaften und daraus resultierende Weiterempfehlungen. In einer zweiten Phase stellte Horizont3000¹ den Kontakt zu mehreren ehemaligen EntwicklungshelferInnen her. Auffallend war die große Bereitschaft, sich für ein Gespräch zur Verfügung zu stellen: Die überwiegende Mehrheit der Personen, die wir kontaktierten, nahm sich Zeit für ein ausführliches Interview. Letztendlich konnten mehr als dreißig solcher Interviews geführt werden; Transkripte liegen derzeit von 24 dieser Gespräche vor und bilden die Basis dieses Aufsatzes.²

Das zentrale Kriterium bei der Auswahl der InterviewpartnerInnen war der Zeitpunkt ihres Einsatzes: Interviewt wurden nur Personen, die zwischen dem Jahr 1961, als die ersten EntwicklungshelferInnen entsandt wurden, und dem Jahr 1980 ins Ausland gegangen waren. Dieser primär aus pragmatischen Gründen gewählte zeitliche Endpunkt fällt in eine Phase, als der österreichische Entwicklungshilfeapparat definitiv seine experimentellen Anfänge hinter sich gelassen hatte und in eine Periode der Konsolidierung und Professionalisierung eingetreten war. Eine zweite Einschränkung bestand darin, dass nur wenige Studierende bereit und in der Lage waren, Interviews in größerer Entfernung von Wien durchzuführen. Somit hatte die Mehrheit der Interviewten ihren Wohnsitz in Wien und im angrenzenden Niederösterreich – auch wenn einige Interviews in der Steiermark, in Oberösterreich, Tirol und Vorarlberg geführt werden konnten. Neben diesem regionalen Bias bei der Auswahl der InterviewpartnerInnen gibt es einen zweiten, möglicherweise gravierenderen: Sowohl die persönlichen Netzwerke als auch die Vermittlung durch Horizont3000 führten überwiegend hin zu Personen, die sich nach wie vor in einem gewissen Naheverhältnis zur Entwicklungszusammenarbeit befinden. Einige waren nach ihrem Einsatz beruflich in diesem Bereich aktiv geblieben, bei anderen äußerte sich das Naheverhältnis darin, dass sie sich mit ihren aktuellen Kontaktdaten im Verteiler von Horizont3000 befanden. Menschen, die sich – aus welchen Gründen auch immer – komplett aus dem entwicklungspolitischen Milieu zurückgezogen haben, sind im Sample zweifellos unterrepräsentiert.

Die 24 EntwicklungshelferInnen, deren Erinnerungen im Mittelpunkt dieses Aufsatzes stehen, sind eine relativ heterogene Gruppe, was ihre Ausbildung und die Art ihrer Tätigkeit betrifft: Die Hälfte verfügte zum Zeitpunkt des Einsatzes über einen Hochschulabschluss (von der Medizin über die Agrarwissenschaften bis hin zur Ethnologie), die andere Hälfte setzte sich überwiegend aus Personen zusammen, die eine Handwerksausbildung oder eine höhere Fachschule (etwa für das Landwirtschaftswesen) absolviert hatten. In den Einsatzländern arbeitete die überwiegende Zahl der interviewten EntwicklungshelferInnen im Bildungsbereich, vom Regelschulwesen bis hin zu unterschiedlichen Formen der Erwachsenenbildung; auch die Projekte im Bereich der ländlichen Entwicklung, etwa beim Aufbau von Genossenschaften, hatten eine starke Bildungskomponente.

Die zentrale Bedeutung der beiden (katholischen) Entsendeorganisationen IIZ (Institut für Internationale Zusammenarbeit) und ÖED (Österreichischer Entwicklungshelferdienst, 1977 in Österreichischer Entwicklungsdienst umbenannt) innerhalb der österreichischen Entwicklungshilfe spiegelt sich im Sample wider: Mehr als die Hälfte der Interviewten wurden vom IIZ entsandt, acht Personen vom ÖED (außerdem zwei Personen vom Bauorden und eine Person vom Österreichischen Jugendrat für Entwicklungshilfe).³

Zehn der Befragten begannen ihren Entwicklungshilfe-Einsatz in den 1960er, die übrigen in den 1970er Jahren. Das Durchschnittsalter lag zum Zeitpunkt des ersten Einsatzjahres bei knapp 27 Jahren, wobei der jüngste Entwicklungshelfer mit 21 Jahren ins Ausland ging, der älteste mit 35. Mit einer Ausnahme absolvierten alle InterviewpartnerInnen zumindest die übliche Mindesteinsatzdauer von drei Jahren, etliche verlängerten oder wechselten in andere Projekte, so dass am Ende in einigen Fällen mehr als zehn Jahre Entwicklungshilfe-Einsatz zu Buche standen. Nur sieben der 24 Interviewten waren Frauen, für den zunächst stark männerdominierten Bereich Entwicklungshilfe eine nicht gänzlich überraschende Zahl.

Die Einsatzgebiete der Interviewten lagen je zur Hälfte in Südamerika und im subsaharischen Afrika, lediglich zwei waren – jeweils vor Einsätzen in Afrika – auch in Papua-Neuguinea tätig gewesen. Unter den Einsatzländern stechen Brasilien mit fünf und Burkina Faso mit vier Einsätzen hervor, alle anderen Länder wurden nur ein bis zwei Mal zum Schauplatz entwicklungshelferischer Aktivitäten.

2. Oral History

Natürlich lassen sich die historischen Umriss der österreichischen Entwicklungshilfe auch aus konventionellen Quellen rekonstruieren, es mangelt weder an Zahlenmaterial noch an Organisationsdaten und Projektbeschreibungen. Doch was bei einem derartigen Zugang nur unzureichend in den Blick gerät, sind die Menschen, die zu einem Teil der globalen Entwicklungsmaschinerie wurden: Was veranlasste sie dazu, unter welchen Bedingungen taten sie es, wie erlebten sie ihre Arbeitssituation, wie sah ihr Alltag aus? Diese Themenbereiche standen im Mittelpunkt des Forschungs-

interesses, und sie anzusprechen war denn auch die einzige Vorgabe, die die InterviewerInnen mit in ihre Gespräche nahmen.

Das emanzipatorische Potential, das der Oral History als einer „Geschichte von unten“ oft zugeschrieben wird als Erkundung der „Subjektivität derer [...], die wir als Objekte der Geschichte zu sehen gelernt haben“ (Niethammer 1985: 10), kann das vorliegende Unternehmen allerdings nicht für sich beanspruchen. Eine „Geschichte von unten“ müsste in Afrika, Asien und Lateinamerika geschrieben werden, auf Basis der Erinnerungen der einheimischen MitarbeiterInnen in Entwicklungsprojekten, sowohl der formal gleichrangigen KollegInnen als auch der DolmetscherInnen, FahrerInnen und Hausangestellten, und nicht zuletzt jener Menschen, für die diese Projekte konzipiert waren. Wir haben es stattdessen mit einer „Geschichte von dazwischen“ zu tun, mit den Erinnerungen einer Personengruppe an der Schnittstelle zwischen dem sich formierenden Entwicklungsapparat der Metropolen und den designierten Zonen der Intervention.

Der besondere Wert von Oral History liegt weniger darin, bislang unbekannte historische Fakten zu eruieren (auch wenn dies zuweilen gelingen mag), als vielmehr darin herauszufinden, welche Bedeutung bestimmte Phänomene in den Augen der AkteurInnen hatten und haben. Es geht nicht nur um die Rekonstruktion von Strukturen und Handlungen, sondern auch und vor allem darum, woran sich die Menschen wie erinnern – „memory is not a passive depository of facts, but an active process of creation of meanings“ (Portelli 2006: 37). Was wird betont, was wird nur am Rande erwähnt, wo liegen blinde Flecken, an welchen Stellen tauchen welche Emotionen auf, welches Selbstbild wird gezeichnet, welcher Sinn wird der eigenen Geschichte beigemessen?

Die Erinnerungen der Interviewten sind stets durch spätere Erfahrungen überformt (Bertaux/Bertaux-Wiame 1985: 151). Was wir vor uns haben, ist immer der gegenwärtige Bewusstseinsstand, die Vergangenheit kann nur durch diesen Filter hindurch sichtbar werden. Dazu kommt noch ein weiterer Filter, nämlich die Interviewsituation, die einerseits selbst bei sehr offenen Fragen die Erinnerungen in bestimmte Bahnen lenkt, andererseits durch Aufnahmegerät und das unbekannte Gegenüber die Scheu verstärkt oder gar erst hervorruft, Kompromittierendes zu äußern. Offen eurozentrische Haltungen beispielsweise, wie sie in den 1960er und 1970er Jahren nicht unüblich waren, wird man in den Erzählungen der Entwick-

lungshelferInnen meist vergeblich suchen. Hier überlagerten möglicherweise die seither eingetretenen Veränderungen im Entwicklungsdiskurs frühere Denkmuster, die zuweilen in einer bewussten Abgrenzung des aufgeklärten Heute vom als überwunden angesehenen Damals artikuliert werden: „*Der Grundtenor in den 60er Jahren war,*“ erzählt Herr L., „*dass man zwar, à la Albert Schweitzer, den Hascherln helfen wollte, aber wo's langgeht, wissen schon wir*“ – im Gegensatz zur „*heutige[n] Haltung, dass man sagt, ich bin mal zum Lernen da und zum Schauen*“. Ein positiver Aspekt der großen zeitlichen Distanz zum Geschehenen besteht darin, dass viele Interviewte wenig Rücksichten auf beteiligte Organisationen oder Einzelpersonen nehmen mussten, ja, dass im Nachhinein vielleicht auch die Introspektion schonungsloser erfolgte als zum Zeitpunkt des Einsatzes oder kurz danach – dass sich also der Vorteil größerer Offenheit zum Nachteil der potentiell bruchstückhaften und verzerrten Erinnerung gesellte.

Insgesamt handelt es sich bei den meisten Interviews um relativ schnörkellose Erzählungen, in denen vor allem die konkrete Tätigkeit vor Ort oft sehr detailliert geschildert wird, obwohl seither mehrere Jahrzehnte vergangen sind. Die Genauigkeit dieser Erinnerungen erklärt sich daraus, dass die betreffenden Jahre im Leben der Interviewten meist einzigartig und prägend waren (vgl. Hoffman/Hoffman 2008: 36). In jenen Fällen, in denen sich die Einsätze wiederholten und insgesamt über einen längeren Zeitraum erstreckten, sind die Schilderungen meist unbestimmter und fahriger. Das schnörkellose Erzählen wird auch dadurch begünstigt, dass die Arbeit als EntwicklungshelferIn im Regelfall in moralischer/politischer Hinsicht offenbar weder als problematisch noch als besonders wertvoll empfunden wurde, und somit das Narrativ weder durch Rechtfertigungsgesten noch durch Selbstüberhöhung geprägt ist.

Im Folgenden werde ich mich weitgehend darauf beschränken, jene Sachverhalte und Sichtweisen aufzugreifen, die in einer Reihe von Interviews wiederkehren und somit nicht nur als individuelle Wahrnehmungen angesehen werden können, sondern als markante Erfahrungen eines wesentlichen Teils der interviewten Personengruppe.

3. Motive

Barbara Heron weist in ihrem Buch „Desire for Development“ auf die Traditionslinien zwischen der kolonialen „civilising mission“ und der nachkolonialen Entwicklungshilfe hin, insbesondere auf die tragende Rolle des bürgerlichen Subjekts in beiden Fällen. Dieses zeichne sich nicht nur durch ein globales Bewusstsein („planetary consciousness“) aus, sondern auch durch ein Gefühl der wissensmäßigen Überlegenheit gegenüber den nichteuropäischen „Anderen“, die dazu berechtigt und verpflichtet, in deren Leben einzugreifen und es zu „verbessern“ (Heron 2007: 7). Damit sei nicht nur die Annahme vieler EntwicklungshelferInnen verbunden, man könne in der so genannten Dritten Welt Sinnvolleres bewirken als im eigenen Land, sondern auch die Auffassung, dass es sich dabei um etwas moralisch besonders Hochstehendes handle (ebd.: 43).

„[W]e take for granted that we can go to, live in, and be active in other people’s countries – and lives – *if we choose* to do development work“, schreibt Barbara Heron (2007: 45, Hervorhebung im Orig.). Auch in den Interviews kommt jene Selbstverständlichkeit zum Ausdruck, mit der die Option Entwicklungshilfe gewählt wurde – im Bewusstsein, „*dass ich irgendwas beitragen soll und kann zur Veränderung in der Welt*“, wie Herr St. meint. Innerhalb der von Heron skizzierten Grundkonstellation entfaltet sich ein vielfältiges Bündel an Motiven. Der häufig genannte Wunsch zu helfen war überwiegend christlich inspiriert und folgte „*dem hohen Ideal der Nächstenliebe*“. Politische Motive hingegen spielten eine untergeordnete Rolle – vereinzelt werden die Empörung über den Vietnamkrieg, das Erschrecken über „*das Hungerproblem*“, aber auch das „*Eintreten gegen Unrecht, gegen ungerechte Vermögenssituationen eben auch im Weltmaßstab*“ als Momente einer persönlichen Politisierung genannt, die zur Entscheidung für den Entwicklungshilfe-Einsatz hinführten. Mehrere der Interviewten schildern allerdings, wie sie sich in den Jahren als EntwicklungshelferIn von Amtskirche und Religion zunehmend abwandten („*die Religion hab ich mir bald abgeschminkt, auch ... auch der Glaube ist mir abhanden gekommen*“) und eine linke Politisierung erlebten. „*Ich bin als konservativ, ÖVP-nahe usw. hinübergegangen*“, erzählt Herr B., als „*kirchentreuer Kaplan und hab dort gesehen ... also ..., was dort passiert, dass die Religion eingesetzt wird also ... wirklich ..., um die Leute zu unterdrücken.*“

Viele Interviewte erinnern sich an konkrete Anstöße und Einflüsse im persönlichen Umfeld, die ihre Entscheidung, in die Entwicklungshilfe zu gehen, begünstigten. Da gab es ältere Geschwister, die bereits in diesem Bereich tätig waren, da gab es eine *„Mutter, die wollte schon zum Albert Schweitzer gehen“*. Vorträge von Missionaren und zurückgekehrten EntwicklungshelferInnen spielten ebenso eine Rolle wie Publikationen über sie. Und schließlich waren es Bücher über ferne Länder, Bücher von Autoren wie Karl May und Hugo Bernatzik, die den Wunsch entfachten, EntwicklungshelferIn zu werden.

Ein weiteres wichtiges persönliches Motiv war der Wunsch, etwas Neues und Unbekanntes, „fremde Kulturen“ kennen zu lernen. Entwicklungshilfe war für Frau B. *„eine interessante Möglichkeit, überhaupt wegzukommen.“* Immer wieder fallen die Worte Abenteuer und Abenteuerlust, wenn es in den Interviews um die Entscheidung für den Einsatz geht. Frau F. konnte sich *„das nicht so vorstellen [...], dass ich im Alter mal in Österreich sitze“*. Herr N. schildert *„die Enge dieses Bergbauernhofes, auf dem ich aufgewachsen bin“*, sie war *„mit ein Grund, dem zu entfliehen“*. Bereits sein Vater habe versucht, diesem Umfeld zu entkommen, und zwar in den Weltkrieg – für Herrn N. hingegen habe die Entwicklungshilfe diese Möglichkeit eröffnet. Im Anschluss an Wolfgang Pohrt, der den Zweiten Weltkrieg als Vorläufer des Massentourismus bezeichnete, könnte man somit in der Entwicklungshilfe der 1960er und 1970er Jahre eine Vorform des modernen Ferntourismus sehen. Eine Interpretation, die durch Frau L. gestützt wird: *„Der Ausschlag war sicher, einmal irgendetwas anderes zu sehen, woanders hinzukommen. Andere Kulturen, das hat mich immer interessiert. Zu der Zeit damals war da einfach nicht sehr viel möglich. Entweder man ist ausgewandert oder man ist in die Mission gegangen oder in die Entwicklungshilfe.“*

Für die 1990er Jahre und die frühen 2000er Jahre liegen Untersuchungen vor, in denen die Motive österreichischer EntwicklungshelferInnen untersucht wurden (Auer et al. 2009; Hemedinger 1995). Sie gelangen zu einem Ergebnis, das dem aus den hier behandelten Oral-History-Interviews entstehenden Bild stark ähnelt: Das wichtigste Motiv stellt in beiden Untersuchungen der Wunsch dar, andere Kulturen kennen zu lernen sowie etwas Sinnvolles und Wichtiges zu tun; auch die Freude am Reisen ist nach wie vor ein nicht unwesentlicher Grund, wieso ÖsterreicherInnen in diesem Feld tätig werden (Auer et al. 2009: 89; Hemedinger 1995: 48). Eine auffal-

lende Kontinuität besteht darüber hinaus hinsichtlich der geringen Bedeutung, die dem Entwicklungshilfe-Einsatz für die eigene berufliche Karriere beigemessen wird – in den 1960er und 1970er Jahren, so erzählten es viele der Interviewten, war die Arbeitsmarktsituation in Österreich für sie derartig günstig und erwiesen sich die materiellen Bedingungen der Tätigkeit in der Entwicklungshilfe als derartig unattraktiv, dass es keine handfesten beruflichen und/oder finanziellen Gründe dafür gab. In den beiden erwähnten soziologischen Untersuchungen (Auer et al. 2009; Hemedinger 1995) werden Motive wie „sich beruflich neu orientieren wollen“ und „für meinen Beruf etwas zu lernen“ zwar deutlich häufiger genannt als in den Oral-History-Interviews, dennoch rangieren offenbar auch in der jüngeren Vergangenheit immaterielle Bedürfnisse deutlich vor beruflichen Ambitionen.

4. Strukturen

Das Bild, das in den Gesprächen von der organisatorischen Infrastruktur der frühen österreichischen Entwicklungshilfe gezeichnet wird, ist eines von – über die Jahre abnehmender – Improvisation, in deren Zentrum sowohl im IIZ als auch im ÖED jeweils eine dominante Führungsfigur stand: Bischof Alois Wagner innerhalb des ÖED und Otto Winkler innerhalb des IIZ. Besonders Winkler ist in den Interviews allgegenwärtig: Er besucht die EntwicklungshelferInnen vor Ort, kümmert sich um ihre soziale Absicherung, berät sich mit ihnen, wenn ein Projekt schlecht läuft, er unterstützt nicht nur politisch progressive Vorhaben, sondern lädt auch in die Vorbereitungskurse gesellschaftskritische ReferentInnen ein und stellt überdies individuelle Schulungsprogramme für die angehenden EntwicklungshelferInnen zusammen: „[Ä] la carte, das heißt, für jeden einzelnen und jedes Paar hat eben der Winkler ausgesucht: ‚Du gehst jetzt drei Monate nach Genf, in diesen Pädagogikkurs, oder du lernst jetzt ordentlich Französisch‘“, wie es eine interviewte Person formulierte. Die Mischung aus Improvisation und zentraler Lenkung äußerte sich auch darin, wie die Einsatzorte festgelegt wurden: Wiederholt wurden BewerberInnen in Länder entsandt, für die sie weder eine besondere Präferenz hatten noch entsprechende Sprachkenntnisse mitbrachten – Ausdruck einer homogenisierenden Sichtweise,

die unterschiedliche Regionen der „Dritten Welt“ als prinzipiell gleichartig und austauschbar betrachtete. Frau K. beispielsweise wollte ursprünglich nach Tansania, wo sich allerdings kein geeignetes Projekt befand – *„irgendwann war dann Brasilien der Ort, wo es eine Möglichkeit gab, und die hab ich aufgegriffen“*. Ähnlich bei Herrn S.: *„Aus irgendeinem Grund halt hat sich dann Kamerun ergeben. Es war kein spezieller Wunsch, oder ... es war einfach die Gelegenheit.“*

Da nur die wenigsten zukünftigen EntwicklungshelferInnen die Sprache des Einsatzlandes beherrschten, weder die Kolonialsprache noch eine der indigenen Sprachen, war eine dreimonatige Sprachausbildung üblicherweise ein Fixpunkt der Vorbereitungen. Jene, die zu diesem Zweck nach England, Frankreich, Spanien oder Portugal reisen konnten, verbinden damit sehr positive Erinnerungen – die von den anderen, die in Österreich bleiben mussten, nicht geteilt wurden (*„beim Berlitz da Stunden zu klappern“*). Die restliche Vorbereitung (und ein Teil des Sprachunterrichts) fand in den 1960er Jahren in Deutschland statt, meist in Klausenhof in der Nähe von Münster. Einen bleibenden Eindruck hinterließ bei mehreren der Interviewten die dort herrschende internationale Atmosphäre, nahmen doch an dieser mehrmonatigen Ausbildung nicht nur Deutsche und ÖsterreicherInnen teil, sondern auch zahlreiche NiederländerInnen sowie Angehörige anderer Staaten. In den 1970er Jahren erfolgte die Vorbereitung überwiegend in Österreich, wobei die über das Jahr verteilten Blockseminare des IIZ sich weniger tief in die Erinnerung eingruben als die mehrmonatige Ausbildung des ÖED in Mödling. Die bereits oben erwähnte homogenisierende Sichtweise der „Dritten Welt“ äußerte sich in diesem Vorbereitungskurs darin, dass es kein auf das jeweilige Einsatzland abgestimmtes Informationsangebot gab, wie mehrere Interviewte bedauernd erwähnten. Während die IIZ-Vorbereitung als stark theoretisch orientiert in Erinnerung blieb, wies der ÖED-Ausbildungskurs eine völlig andere Zielrichtung auf: *„[D]er war sehr praktisch,“* erzählt Herr K., *„das war ein Kurs, um zu lernen, wie man ein Auto repariert, einfach einen Vergaser reinigt, wirklich so Geschichten, Geburtshilfe, Brunnen bauen, ... Ausbildungen, wo man gedacht hat, man ist wirklich ganz isoliert irgendwo in der Wildnis, auf sich alleine gestellt, sozusagen, dass man, um zu überleben, von dem allen was verstehen muss.“* Die unterschiedlichen Erinnerungen an diese Schulungen zeigen, dass die Vorstellungen des ÖED von der Tätigkeit eines Entwicklungshelfers in Richtung physischer

Arbeit in einem ländlichen Umfeld gingen (was gleichzeitig eine interessante Parallele zur Ausbildung britischer Kolonialbeamter darstellt, in der körperliche Ertüchtigung ebenfalls einen zentralen Platz einnahm):⁴ *„Also wir haben jeden Tag Morgensport gemacht, sind da herumgejoggt und zweimal in der Woche schwimmen gegangen, so, das war mehr so ... so quasi militärische Vorbereitung“*, wie Herr G. schildert, und Herr N. berichtet, alles sei *„sportlich tipptopp [gewesen], jeden Morgen schwimmen und reiten“*. Und schließlich gab es dann noch die „Dorfanalyse“, in deren Verlauf die KursteilnehmerInnen unter der Anleitung eines Soziologen die sozialen Strukturen eines burgenländischen Dorfs untersuchten, damit *„man einfach einmal schaut, wenn man wohin kommt, wo es fremd ist, wie das funktioniert, wie die Strukturen sind, auf was man achten sollte und so weiter“*, so Frau F. – ein interessantes pädagogisches Experiment, in dem das „Eigene“ (wenn auch in seiner ländlichen Ausprägung) und das „Fremde“ als prinzipiell gleichartig betrachtet werden und somit ineinander verschwimmen: Das „Eigene“ wird verfremdet, um eine Annäherung an das „Fremde“ zu ermöglichen.

Allgegenwärtig in den Erzählungen ist die katholische Kirche, und zwar nicht nur im Zusammenhang mit den katholischen Entsendeorganisationen IIZ und ÖED, sondern auch und vor allem in Bezug auf die Einsätze selbst. Viele der Projekte wurden über kirchliche Netzwerke initiiert, die zwischen Österreich und Lateinamerika bzw. Afrika bestanden, und nutzten die kirchliche Infrastruktur vor Ort. Zugleich bedienten sich die lokalen kirchlichen Institutionen der österreichischen Entwicklungsprojekte: So bestand die Tätigkeit von Herrn F. darin, als Pilot regelmäßig entlegene Missionsstationen in der sambischen Diözese Mbala anzufliiegen; Herr S. arbeitete in einem Projekt, das die kamerunische Bischofskonferenz in Bildungsfragen beriet; Herr B. war Betriebsleiter einer Missionsfarm der Nazarethschwestern in Südafrika – und diese Aufzählung ließe sich noch lange fortsetzen. Der für ihr Projekt zuständige Bischof *„war ärmer“*, erinnert sich Frau B., *„also der war froh, dass der von Österreich oder Europa oder wo Leute oder Geld ... und damit auch Geld kriegt, für die Arbeit“*. Die Einbindung österreichischer EntwicklungshelferInnen in kirchliche Strukturen erwies sich in einigen Fällen als durchaus problematisch, etwa wenn sich die persönliche Weltsicht veränderte, wie Frau K. erzählt: *„Die Diözese wollte natürlich kirchliche Loyalität. Hat unterstützt, allerdings hat sich dann im Laufe der Arbeit herausgestellt, dass meine Vorstellung von Jugendarbeit nicht mit der*

charismatischen Linie von dem neuen Bischof zusammengepasst hat. Und ich mich in der Zeit von der Kirche eher distanziert habe. Also das ist dann klar, dass das in einem kirchlichen Projekt ... ähm ... gewisse Schwierigkeiten ergibt.“ In einem anderen Fall prallten unterschiedliche Entwicklungsvorstellungen aufeinander, jene des Paters und Projektleiters, der „*sich schnell noch so eine Art Denkmal [...] schaffen*“ wollte, „*also ein größeres Bauobjekt oder einen Traktor*“, und jene von Herrn R. und seinen KollegInnen, die für ein bedächtigeres und gemeinsam mit der Bevölkerung erarbeitetes Vorgehen eintraten. Zuweilen zog die Nähe zur kirchlichen Macht die EntwicklungshelferInnen direkt hinein in offene Konflikte zwischen Kirche und lokaler Bevölkerung, im Fall von Herrn N. zwischen einem Padre und einer Gruppe von – in der Erzählung – schattenhaft bleibenden LandbewohnerInnen: Der Pfarrer war „*sehr dominant, eine sehr dominante Person in dem Dorf. [...] Und wir waren eigentlich seine Helfershelfer, und das war eigentlich sehr unsympathisch für uns, oder? El hijo del padre. [...] Die Pfarr-Farm [...] galt eigentlich auch nicht als die Musterfarm, von der die Leute lernen wollten, sondern die galt als, als Farm des Pfarrers. Und der war eigentlich ein Großgrundbesitzer wiederum. [...] Ja, und meine erste Arbeit war dann eben, das Wasserreservoir zu bauen, und da hab ich gemerkt, dass sie alle paar Tage mir das, äh, beschädigt haben. Sie haben, sie haben mir den Auslass wieder herausgerissen. Und allmählich hab ich gemerkt, ja, das sicher, die begreifen jedenfalls meine Arbeit nicht als Hilfsarbeit für sie, das war einmal ganz klar. Das war eigentlich eine große Enttäuschung am Anfang.*“

5. Wissen und Macht

Die konkreten Tätigkeiten in den Projekten waren derartig vielfältig, dass es schwer fällt, Generalisierungen zu treffen oder gar eine Typologie zu erstellen. Was auffällt, ist das unterschiedliche Selbstverständnis, das sich in den Erzählungen ausdrückt: Manche der Interviewten beschränkten sich darauf bzw. mussten sich angesichts der Rahmenbedingungen darauf beschränken, vordefinierten Anforderungsprofilen zu entsprechen: „*[D]as ist eine gewisse Struktur, die war schon vorgegeben. Also da hat man sich, glaube ich, von Seiten des ÖED auch gar keine Sorgen machen müssen, weil wir ja beide schon da unterrichtet haben und eigentlich wissen, wie der Hase*

läuft in einer Schule“, erzählt etwa Frau H. Andere wiederum bemühten sich von Anfang an, gemeinsam mit der lokalen Bevölkerung konkrete Aufgaben zu definieren und geeignete technische Lösungen zu finden. Und eine dritte – sehr kleine – Gruppe versuchte, politisch emanzipatorische Aktivitäten zu unterstützen: *„[D]as Bewusstsein zu stärken, dass die Leute aus ihrer Situation halt ihre gewünschten Veränderungen initiieren konnten“*, wie es Frau K. ausdrückt und sich dabei genauso auf Paulo Freire stützt wie Herr G., der es ablehnt, als Entwicklungshelfer bezeichnet zu werden. Sein Selbstverständnis sei ein ganz anderes gewesen: *„[I]ch bin ein compañero, ich begleite jemanden, ich bin ein Verbündeter“*. Und nicht um Entwicklung sei es ihm gegangen (*„ein grundsätzlich sozusagen irreführender Begriff!“*), sondern um einen *„Befreiungsprozess“*, in dem es galt, den *„indianischen Menschen [...] in Paraguay dazu [zu] verhelfen, ihre Rechte wirksam zu vertreten“*. Was sich in diesen Erzählungen auftut, ist eine Welt, die weit entfernt ist von heutigen Praktiken der Entwicklungszusammenarbeit, weit entfernt von Logframes und Projektevaluationen, und in der gleichzeitig auf spontane und radikale Weise vieles möglich war, vieles von dem vorweggenommen wurde, was später in domestizierter Form als *participatory development* oder als *empowerment* Eingang in den entwicklungspolitischen Kanon gefunden hat.

Dennoch handelt es sich bei allen drei Varianten letztlich um Spielarten eines der Entwicklungshilfe zugrunde liegenden Machtverhältnisses: Menschen aus Nordamerika, Ostasien und Europa sehen sich berufen, ihre als höherwertig eingestuften Fähigkeiten, Kenntnisse und Verhaltensweisen an Menschen aus dem „Süden“ weiterzugeben, um deren Produktivität und Lebensqualität zu erhöhen. Diese Grundhaltung, die in der *„civilising mission“* des 19. Jahrhunderts ihren Ursprung und im universalen Anspruch der europäischen Aufklärung ihren wichtigsten Antrieb hatte, zeigt sich auch in einigen Interviews. Ausgangspunkt ist oft die Annahme, den Menschen des „Südens“ fehle es an Bildung – *„der Mangel an Bildung ist die Unterentwickeltheit“*, meint Herr H. –, sie befänden sich in einer Art Naturzustand, seien aber *„nicht zum Vegetieren sozusagen verdammt“* (Herr G.), sondern offen für die Intervention von außen, denn *„die Afrikaner sind unglaublich wissbegierig“* (Herr Sch.). Abhilfe könne nur der „Norden“ schaffen, so die gängige Auffassung jener Zeit, wie sich Herr L. erinnert: *„[I]n den 60er Jahren [...] hat es geheißen: Know-how und Technologie, und*

dann rennt das Ganze [...]. Und wir waren halt das Know-how quasi.“ Egal, ob dieser Wissenstransfer aus einer sozialdemokratischen Bildungstradition heraus von ganzem Herzen befürwortet wurde („wenn ein Kind von einem Arbeiter die Chance gehabt hat, dass er was lernt, dann hat er die Pflicht, das weiterzugeben“) oder ob das Ziel vorsichtiger angesteuert wurde („Ich habe versucht zuzuhören, zu schauen. Und dann ganz klein unten zu sagen, schau einmal, probier es einmal so, nicht so wischen, sondern probier es einmal so.“), letztlich ging es immer wieder darum, der einheimischen Bevölkerung neue Praktiken nahe zu bringen – etwa in einem Ansiedlungsprojekt für nomadisierende Indigene im Amazonasbecken: „[D]azu waren wir jetzt da, vier [Leute], zwei Entwicklungshelfer, zwei Entwicklungshelferinnen, um in den verschiedenen Lebensbereichen ein bissl eine Struktur hineinzubringen.“

All das ist nicht sehr überraschend und entspricht dem Bild, das spätestens die Post-Development-Kritik von der internationalen Entwicklungsmaschinerie zeichnete. Überraschend mag hingegen erscheinen, dass diesen Äußerungen eine zumindest ebenso große Zahl an Erinnerungen gegenübersteht, in denen die Diffusion europäischen Wissens mittels Entwicklungshilfe auf mehreren Ebenen problematisiert wird (zum Teil von den oben zitierten Personen selbst). Mehrere der Interviewten betonten den Wert indigenen Wissens, etwa im Fall landwirtschaftlicher Methoden, die zwar nicht europäischen Vorstellungen, aber sehr wohl den ökologischen Verhältnissen vor Ort entsprachen. Andere GesprächspartnerInnen wiederum erinnern sich an die Unzulänglichkeit der eigenen Kenntnisse: Dass einiges nicht wie gewünscht funktioniert habe, sei nicht zuletzt daran gelegen, erzählt Frau K., dass sie „einfach zu jung“ gewesen sei und „unternehmerisch überhaupt keine Ahnung gehabt“ habe. Noch drastischer Herr M., ein Bauingenieur: „Das Wissen, es hat mir ja das Wissen gefehlt. Wir sind ja völlig unbeleckt dahin gegangen.“ Und im agrarwissenschaftlichen Lehrgang, in dem er unterrichtete, erinnert sich Herr St., seien AfrikanerInnen gesessen, „die haben mich also locker an Erfahrung übertroffen mit, wie soll man sagen, einer Kompetenz“. Er wisse auch von Fällen, in denen die mangelnde Sachkenntnis der vermeintlichen Fachleute zu unverhohlener Kritik geführt habe. Junge, gebildete AfrikanerInnen hätten solche Leute als „le petit blanc“ bezeichnet, „also dass man da eben immer die kleinen Weißen schickt, die oft nicht so ausgebildet sind und nicht Französisch können“. Die Kritik sei auch deshalb so schneidend ausgefallen, weil die EntwicklungshelferInnen und

-expertInnen in Konkurrenz zu einheimischen Fachleuten standen: Diese *„haben eher das Gefühl gehabt, dass wir verdrängen, wir verdrängen sie von ihren Plätzen, sie könnten das eigentlich schon lang, und besser“*.

6. Alltag

Ebenso vielfältig wie die Tätigkeiten waren für die EntwicklungshelferInnen die Lebensbedingungen in den Einsatzländern – und dennoch gibt es einige Konstanten, die sich durch die Erzählungen ziehen. Das abendliche Schreiben von Briefen etwa, dem im Regelfall einzigen Mittel der Kommunikation mit Familie und FreundInnen in Österreich. Telefonieren sei entweder unmöglich gewesen oder so teuer, dass man maximal zu Weihnachten zu Hause angerufen habe. Somit seien nur die Briefe geblieben – lange seien sie unterwegs gewesen, selbst die Luftpost habe zwei Wochen gebraucht, Antwort auf Fragen habe man somit frühestens nach vier Wochen bekommen. Heimaturlaub habe es während der ersten drei Jahre nicht gegeben, ein Umstand, den Frau K. allerdings durchaus positiv bewertet: *„[D]as macht schon ein bisschen einen Unterschied, ob ich drei Jahre toujours in einem Land bin. Also wir sind ja nie heimgefahren. Haben nicht telefoniert, weil wir kein Telefon gehabt haben. Also, da taucht man dann schon einmal tiefer ein.“* Diese Distanz zu Europa hatte allerdings für einige der Interviewten auch ihre Schattenseiten, insbesondere bei der Rückkehr. Österreich war ihr sehr fremd geworden, erzählt Frau L.; es sei nicht nur der Kontrast zu Brasilien gewesen, ihr Heimatland hatte sich in den vier Jahren ihrer Abwesenheit verändert, technologisch und gesellschaftlich – *„ich war entwurzelt“*.

Während sich die Erzählungen von Männern und Frauen im Allgemeinen nicht signifikant voneinander unterscheiden, gibt es drei Frauen mit sehr speziellen Erfahrungen, und zwar jene, die als *„mitreisende Ehefrau“* deklariert waren, *„das war damals die übliche Form und hat geheißen MEF, das Kürzel für mitreisende Ehefrau, und da hab ich ein Briefeirl gekriegt, dass meine Aufgabe ist, die wichtige Arbeit meines Mannes im jeweiligen Land zu unterstützen“*, wie Frau B. erläutert. Zwei dieser Frauen erlangten nach einer gewissen Zeit den Status einer Entwicklungshelferin, lediglich Frau F. blieb bis zum Schluss ihres Afrikaaufenthalts *„MEF“*,⁵ beschränkt auf Hilfstätig-

keiten im Arbeitsbereich ihres Mannes: *„Ich hätte sehr gern gearbeitet, auf einer Mission oder so, da hätten sie mich schon brauchen können, aber da wär' ich dann nicht bei ihm gewesen. Also bin ich in Nairobi geblieben und hab' letzten Endes im Büro halt ein bisschen gearbeitet. Weil er war ja viel weg, und dann war das Telefon besetzt und so.“* Die Position als „MEF“ wurde von allen drei Frauen als sehr unbefriedigend empfunden, und alle drei versuchten, den Gefühlen von Einsamkeit und Sinnlosigkeit dadurch zu begegnen, dass sie sich, wie Frau F., an der Arbeit ihres Mannes beteiligten oder eigene Arbeitsgebiete aufbauten. Der institutionalisierte subalterne Status von Ehefrauen (der anscheinend keinen „MEM“ als Gegenstück kannte) zeigt, mit welcher Selbstverständlichkeit die patriarchalen Vorstellungen der österreichischen Gesellschaft sich im Entwicklungshilfeapparat reproduzierten.

Übereinstimmend erinnern sich die Interviewten, dass die materielle Situation der EntwicklungshelferInnen bis in die frühen 1970er Jahre eher karg war: freie Kost und Unterkunft vor Ort, ein Taschengeld von einigen hundert Schilling, Krankenversicherung (aber keine Pensionsversicherung) und ein monatliches „Wiedereingliederungsgeld“ von zunächst nicht mehr als tausend Schilling, das auf einem österreichischen Konto angespart wurde. In einzelnen Fällen erwiesen sich die Lebensumstände als äußerst prekär: *„[D]as Essen beim Bischof, das war so schlecht, dass die Kinder also innerhalb von 14 Tagen zwei bis drei Kilo abgenommen haben“*, erzählt Frau B., die mit ihrer Familie nach Bolivien gegangen war. Die ehemaligen EntwicklungshelferInnen, die ab den 1970er Jahren tätig waren, berichten hingegen von einer besseren finanziellen Absicherung und zum Teil von einem Lebensstandard, der höher gewesen sei als in Österreich. Von Dienstwägen, Nachtwächter und Koch ist die Rede, von Häusern mit Gärten – es sei *„schon ein privilegiertes Leben“* gewesen, sagt Herr St., *„das war alles viel bürgerlicher, als wir's gewohnt waren“*.

7. Identitäten

Die Art zu wohnen wurde zu einem zentralen Ausdruck des eigenen Selbstverständnisses, der Positionierung innerhalb der jeweiligen Gesellschaft, in der man lebte. Dabei ging es in erster Linie darum, allzu große Distanz zur lokalen Bevölkerung zu vermeiden. *„Das war schon so, dass man*

da drauf achtet, dass man nicht unbedingt in den Weißensiedlungen wohnt“, erinnert sich Herr L. Frau P. verzichtete bewusst darauf, sich in jener „Art Motel [...] mit Garten und Swimmingpool“ einzumieten, das ihr der Projektträger angeboten hatte, und zog in ein einfaches Haus in jenem Viertel, wo sie ihre stadtplanerischen Studien durchführte. Von diesem Versuch der Anpassung an die lokalen Lebensbedingungen berichten auch andere InterviewpartnerInnen, vor allem die in Lateinamerika tätig Gewesenen („wir haben mit den Indianern mitgelebt“). Neben dem Versuch, die soziale Kluft zwischen EntwicklungshelferInnen und lokaler Bevölkerung zu verringern oder gar zu überwinden, stand die Einsicht in die Vergeblichkeit dieses Ansinnens, wie Herr K. nachträglich feststellt: „Aber wir waren noch immer sehr stark in dieser privilegierten Rolle der ausländischen Entwicklungshelfer, die einfach trotz bester Absicht halt diese Barriere nicht überwinden haben können. Das eben bedeutet hat, du kommst als Entwicklungshelfer mit einem sicheren Einkommen, mit einer Krankenversorgung und mit Auto usw. in so ein Dorf. Das war dann die Erfahrung, oder das ist uns dann mit der Zeit immer bewusster geworden, dass das eben nur eine bestimmt Art von Beziehung zulässt, dass das Interesse der Einheimischen oft weniger war, persönliche Kontakte zu haben, sondern eher dahinter eine gewisse Erwartungshaltung stand, dass sie einen Nutzen daraus ziehen können.“ Zu dieser sozialen Distanz, die laut Herrn L. auch zwischen EntwicklungshelferInnen und ihren einheimischen KollegInnen existierte, gesellte sich die sprachliche Distanz, die von einigen InterviewpartnerInnen beklagt wurde – lediglich einer der in Afrika aktiven EntwicklungshelferInnen erlernte eine autochthone Sprache. Die Erzählungen lassen darauf schließen, dass in Afrika und Papua-Neuguinea die Integration in die lokale Gesellschaft in einem geringeren Maß erfolgte als in Lateinamerika. Dies äußerte sich unter anderem darin, dass sich die Sozialkontakte etlicher in Afrika tätiger EntwicklungshelferInnen auf nicht-afrikanische Kreise konzentrierten. „Da lebt man also dann in einer Community“, berichtet Herr S. über Kamerun, „europäische Community, die man dann sich halt doch gern da in der Freizeit besucht Aber ... na ... also eher wenige ... wenige Kontakte ... mit der so genannten Bevölkerung.“ Ähnliche Netzwerke bestimmten auch die persönlichsten Beziehungen, wie sich Herr G. erinnert (er gehörte zu den ganz wenigen, die das Thema Sexualität und Liebe nicht völlig aussparten): Etliche EntwicklungshelferInnen seien ledig gewesen und hätten während des Einsatzes – so wie er selbst

– einen Kollegen bzw. eine Kollegin geheiratet; dies sei so häufig passiert, dass man vom ÖED scherzhaft als „*Österreichischem Eheanbahnungsdienst*“ gesprochen habe.

Was die nationale bzw. eine europäisch-„westliche“ Identität betrifft, lässt sich aus den Erzählungen weder eine partikuläre Identität als österreichische EntwicklungshelferInnen herauslesen noch wurden die „westlichen“ „Ausländerkolonien“, die *expatriate communities*, als homogen wahrgenommen. Eine scharfe Trennlinie, die einige der Interviewten zogen, betrafen andere „expats“, insbesondere DiplomatinInnen und MitarbeiterInnen internationaler Organisationen: „*Die abschreckenden Beispiele waren die so genannten Beamten der UNO, UNESCO*“, erzählt Herr H., „*die waren in der Hauptstadt, und wenn die nur drei Schritte aus den eigenen vier Wänden gemacht haben, dann waren sie schon im Busch. [...] Die haben eine irrsinnige Angst gehabt. Die sind dann zu uns gekommen und haben uns dann erklären wollen, wie die Welt dort geht. Und konnten nicht einmal die einheimische Sprache. Na, die haben wir meistens immer ziemlich kühl behandelt und wieder dorthin geschickt, wo sie hingehören, nämlich in die Hauptstadt, dann war die Geschichte erledigt.*“ Frau A., die selbst eine Zeit lang als Expertin der FAO, der Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation der Vereinten Nationen, gearbeitet hatte, spricht wiederholt von der „*Expertenmafia*“, die sich oft aus ehemaligen KolonialbeamtInnen zusammengesetzt habe, von den „*Weltbankhansln*“. Ihre persönliche Konsequenz: „*Von den Europäern habe ich mich ferngehalten aus Prinzip.*“ Andere Trennlinien innerhalb des Entwicklungshilfe-Apparats – etwa zwischen unterschiedlichen Entsendeorganisationen oder zwischen „ExpertInnen“ und Nicht-„ExpertInnen“ – scheinen im fraglichen Zeitraum eine völlig untergeordnete Rolle gespielt zu haben.

Eine Grenzziehung, die in den erwähnten Büchern von Heron (2007), Goudge (2003) und Eriksson Baaz (2005) eine zentrale Rolle bei der Identitätskonstruktion von EntwicklungshelferInnen spielt, jene gegenüber einem als irrational, unfähig, korrupt, ja bedrohlich empfundenen lateinamerikanischen oder afrikanischen Anderen, taucht in den Gesprächen nur in wenig ausgeprägter Form auf. Zwar gibt es Anekdoten von korrupten Beamten, von „Boys“, die zur Verantwortungslosigkeit neigen, „wenn man da nicht konsequent dahinter ist“ – doch dem stehen Berichte von egalitären, herzlichen Begegnungen gegenüber. Die Interaktionen mit der lokalen Bevöl-

kerung sind jedoch überwiegend in blassen Farben gezeichnet, entsprechende Erzählungen sind weder von Romantisierung noch von Abwertung geprägt, sondern bleiben meist eher abstrakt. „Die vielen freundlichen und tollen Menschen“, die wiederholt als stärkste persönliche Erinnerung genannt werden, sind oft namen- und gesichtslos. Mit einer markanten Ausnahme: Viele InterviewpartnerInnen äußern ihre Freude darüber, dass nach Jahrzehnten noch Kontakt zu einzelnen LateinamerikanerInnen bzw. AfrikanerInnen bestehe oder dass sie auf späteren Reisen an die Orte ihrer Entwicklungshilfe-Tätigkeit von bestimmten Personen wiedererkannt und freundlich begrüßt worden seien – eine Freude, die auch Überraschung darüber ausdrückt, Spuren hinterlassen zu haben.

8. Bilanz

Wie erwähnt, bestand (und besteht) eine zentrale Funktion von Entwicklungshilfe darin, Kenntnisse und Fertigkeiten (sowie ihre technischen Vergegenständlichungen) aus den Metropolen in die verschiedenen Regionen der „Dritten Welt“ zu transferieren. Es wäre daher in einem persönlichen Resümee von 24 ehemaligen EntwicklungshelferInnen zu erwarten, dass sie entsprechende Erfolge erwähnen. Tatsächlich aber nennen sie, gebeten um eine Bilanz ihrer Einsatzzeit, nur ganz selten derartige Resultate ihrer Arbeit. Stattdessen scheint es so, als hätte das zentrale Ergebnis darin bestanden, dass Wissen, Erfahrungen und Emotionen vom „Süden“ in den „Norden“ geflossen seien – ganz im Sinne einer Feststellung von Paulette Goudge: „The fact that so much of the traffic is from the ‚Third World‘ to the West at an emotional level perhaps parallels what happens in terms of economic exploitation, and is similarly unacknowledged“ (Goudge 2003: 150).

Den ungleichen Tausch auf der Ebene der Erfahrung und des Gefühls artikulieren auch einige der Interviewten, Herr G. etwa: „*[M]an bekommt mehr, als was man gibt. [...] Wobei ich da nicht sicher bin, was ich gegeben habe.*“ Frau L. geht davon aus, „*dass ich sicher nicht so viel zurückgeben konnte, wie ich bekommen hab*“, und Herr M. hat sich „*so gefühlt, dass ich derjenige bin, der am meisten davon profitiert hat, ich eigentlich wenig tun konnte für die Leute*“. Die „*intensivsten Jahre meines Lebens*“ sei die Zeit in Lateinamerika gewesen, sagt Herr G., als „*eine wunderschöne Zeit*“ beschreiben unabhängig

voneinander Frau H. und Frau L. ihre Tätigkeit in der Entwicklungshilfe, „*die schönste Zeit in meinem Leben*“ Frau B., und für Herrn St. waren seine Jahre in Afrika der „*wichtigste Lebensabschnitt, [...] das hat also mein ganzes weiteres Leben geprägt*“. Stellvertretend für die meisten der ehemaligen EntwicklungshelferInnen bezeichnet Frau K. die Einsatzzeit als „*das beste Lernfeld und das beste Stipendium, das ich bekommen konnte*“ – „lernen“ und „lehrreich“ sind die beiden Wörter, die am häufigsten fallen, wenn die Interviewten Rückschau halten. Die Erfahrungen, die sie aus Afrika und Lateinamerika mitnahmen, reichten über fachliche und soziale Kompetenzen weit hinaus und betrafen den ganzen Menschen, seine Persönlichkeitsentwicklung. „*[I]ch bin da erst dann erwachsen worden*“, sagt Herr H., sie sei „*einfach aufgewacht*“, meint Frau S., und Herr B. unterstreicht das Ausmaß dieser Transformation: „*Irgendwo ist man natürlich auch ein anderer Mensch geworden*“.

Zu den Erfahrungen, die sie mitnahmen, zählen die Interviewten Toleranz sowie „*einen offeneren und weiteren Blick*“, „*Zugang zu anderen Kulturen*“, Freundschaften – und in einigen Fällen eine Politisierung, die weit über die Einsatzzeit hinausreichte. Die Zeit als EntwicklungshelferIn wurde zum „*Impuls für uns, Weiteres zu tun*“, zum Auftrag, „*die bewusstseinsbildende Arbeit in Österreich zu forcieren*“, wie Frau K. erzählt. Und so wurden etliche der Interviewten nach ihrer Rückkehr zu TrägerInnen der sich in den 1970er Jahren formierenden österreichischen Dritte-Welt-Solidaritätsbewegung. Aber das ist dann schon wieder eine andere Geschichte (eine, die ebenfalls darauf wartet, mündlich erzählt zu werden).

Was die hier präsentierten Interviews recht anschaulich zeigen, sind die vielfältigen Zerklüftungen innerhalb eines (zugegebenermaßen kleinen) Segments des globalen Entwicklungshilfe-Apparats. Dessen von der Post-Development-Kritik behauptete Homogenität, ausgerichtet auf die systematische Zurichtung peripherer Gesellschaften nach westlichem Muster, lässt sich ausgehend von der Gruppe österreichischer EntwicklungshelferInnen in den 1960er und 1970er Jahre nur auf einer sehr allgemeinen Ebene konstatieren: In der Selbstverständlichkeit, mit der sie sich jener transkontinentalen Arbeitsmigration anschlossen, in deren Rahmen BewohnerInnen des „Nordens“ in Ländern des „Südens“ mit dem deklarierten Ziel einer Verbesserung der dortigen Lebensverhältnisse tätig wurden. Die Detailanalyse macht jedoch deutlich, wieso diese Personengruppe keinen effizienten

Transmissionsriemen für die dominierenden Entwicklungskonzepte jener Zeit bildete: die rekonstruierbaren Motive und Ziele waren ebenso heterogen wie die zu diesen Zwecken eingeschlagenen Wege; zugleich erwiesen sich in vielen Fällen die Handlungsspielräume der EntwicklungshelferInnen innerhalb der lokalen Sozialstrukturen als gering und die Akteurskonstellationen als äußerst komplex – auf eine schlichte Binarität von einflussreichen westlichen EntwicklungshelferInnen und ihren machtlosen Objekten lassen die Interviews nicht schließen. Das ist das Ergebnis der Analyse von Interviews mit VertreterInnen dieser Akteursgruppe selbst. Dieses Selbstbild der EntwicklungshelferInnen über ihre beschränkten Interventionsabsichten und -möglichkeiten müsste nun mit den Ergebnissen von Forschungsarbeiten auf breiter angelegter Quellenbasis konfrontiert werden.

- 1 Horizont3000 ist jene Organisation, in der im Jahr 2001 die zwei größten österreichischen EntwicklungshelferInnen-Entsendeorganisationen, IIZ (Institut für Internationale Zusammenarbeit) und ÖED (Österreichischer Entwicklungs[helfer]dienst), aufgingen.
- 2 Dieser Artikel hätte nicht geschrieben werden können ohne die Bereitschaft der Interviewten, sich Zeit für die jeweils recht ausführlichen Gespräche zu nehmen. Da einige von ihnen auf Anonymität Wert legten, verzichtet mein Text generell darauf, die Namen auszuschreiben. Der Artikel hätte auch nicht geschrieben werden können ohne die Studierenden der Internationalen Entwicklung, die sich als InterviewerInnen und TranskriptorInnen überaus bewährten: Lukas Baar, Matthias Beier, Anja Berndorfer, Martin Bodenstein, Valentina Gander, Agnesa Isufi, Katharina Janicki, Raoul Jochum, Daniel Kemper, Isabelle Mennig, Georg Pardo-Caceres, Marie-Thérèse Pászory-Mayerhofer, Katharina Schabasser, David Schluß, Clara Schmidl und Michael Ulm. Die Interviews wurden im Zeitraum zwischen dem 25.4.2009 und dem 16.11.2009 geführt. Es ist geplant, in absehbarer Zeit den größten Teil der Interviews in der Bibliothek der Österreichischen Forschungstiftung für Internationale Entwicklung (ÖFSE) in Wien öffentlich zugänglich zu machen. Die meist in österreichischer Mundart getätigten Aussagen wurden zum Zweck der besseren Lesbarkeit standardsprachlich geglättet.
- 3 Die Relation zur Gesamtzahl der damals in diesen Organisationen tätigen EntwicklungshelferInnen mögen folgende Zahlen herstellen: Der ÖED entsandte bis Ende 1974 insgesamt 475 EntwicklungshelferInnen (Eder/Krobath 1975: 108), das IIZ 317 (ebd.: 59).
- 4 Diese Divergenzen entsprachen zwar bis zu einem gewissen Grad dem Selbstverständnis von IIZ und ÖED, wobei erstere Organisation die Entsendung von AkademikerInnen als ihren Aufgabenbereich betrachtete, letztere die Entsendung handwerklich-technisch ausgebildeter Fachkräfte. Innerhalb des Samples lässt sich diese unterschiedliche Schwerpunktsetzung allerdings nur sehr bedingt nachvollziehen, da

auch die vom ÖED entsandten EntwicklungshelferInnen zum Teil eine Hochschul-
ausbildung absolviert hatten und in ähnlichen Bereichen (Schulwesen, Erwachsenen-
bildung) arbeiteten wie IIZ-Leute.

- 5 Frau F. ist daher auch nicht Teil des Samples. Sie nahm allerdings am Interview ihres
Mannes teil und konnte so ihre spezielle Perspektive vermitteln.

Literatur

- Auer, Susanne et al. (2009): *Personaleinsätze bei Horizont3000. Motivation und
Erfahrungen von InteressentInnen, aktiven und ehemaligen Projektmitarbei-
terInnen. Studie im Rahmen eines Forschungspraktikums für SoziologInnen.*
Johannes Kepler Universität Linz, Institut für Soziologie.
- Bertaux, Daniel/Bertaux-Wiame, Isabelle (1985): *Autobiographische Erinnerung
und kollektives Gedächtnis.* In: Niethammer, Lutz (Hg.): *Lebenserfahrung und
kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“.* Frankfurt am Main:
Suhrkamp, 146-165.
- Büschel, Hubertus/Speich, Daniel (Hg., 2009): *Entwicklungswelten. Globalge-
schichte der Entwicklungszusammenarbeit.* Frankfurt am Main: Campus.
- Cook, Nancy (2007): *Gender, identity and imperialism: women development workers
in Pakistan.* Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Eder, Rudolf/Krobath, Hermann (1975): *Österreichische Partner der Entwick-
lungsländer. Die nichtstaatlichen Organisationen.* Wien: ÖFSE.
- Eriksson Baaz, Maria (2005): *The paternalism of partnership. A postcolonial reading
of identity in development aid.* London: Zed Books.
- Goudge, Paulette (2003): *The power of whiteness: racism in Third World develop-
ment and aid.* London: Lawrence & Wishart.
- Havinden, Michael Ashley/Meredith, David (1993): *Colonialism and development:
Britain and its tropical colonies, 1850–1960.* London/New York: Routledge.
- Hein, Bastian (2006): *Die Westdeutschen und die Dritte Welt. Entwicklungspolitik
und Entwicklungsdienste zwischen Reform und Revolte 1959–1974.* München:
Oldenbourg Wissenschaftsverlag.
- Hemedinger, Fritz (1995): *Idealisten – Abenteurer – Weltverbesserer? Einsatzmotive,
-vorbereitung und -probleme österreichischer EntwicklungshelferInnen.* Frank-
furt am Main: Brandes und Apsel.
- Heron, Barbara (2007): *Desire for development. Whiteness, gender, and the helping
imperative.* Waterloo: Wilfrid Laurier University Press.
- Hoffman, Alice M./Hoffman, Howard S. (2008): *Memory theory: Personal and social.*
In: Charlton, Thomas S./Myers, Lois E./Sharpless, Rebecca (Hg.): *Thinking
about oral history. Theories and applications.* Lanham: Altamira Press, 33-54.
- Kothari, Uma (2005): *From colonial administration to development studies: a postco-
lonial critique of the history of development studies.* In: Kothari, Uma (Hg.): A

- radical history of development studies. Individuals, institutions and ideologies. Cape Town/London/New York: David Philip/Zed Books, 47-66.
- Niethammer, Lutz (1985): Einführung. In: Niethammer, Lutz (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 7-33.
- Portelli, Alessandro (2006 [1979]): What makes oral history different. In: Perks, Robert/Thomson, Alistair (Hg.): The oral history reader. London/New York: Routledge, 32-42.
- Rist, Gilbert (1997): The History of Development: from Western Origins to Global Faith. London/New York: Zed Books/St. Martin's Press.
- Van Beusekom, Monica M. (2002): Negotiating development: African farmers and colonial experts at the Office du Niger, 1920–1960. Portsmouth, NH/Oxford: Heinemann/James Currey.

Abstracts

Der Aufsatz unternimmt den Versuch, die Geschichte von Entwicklung weniger als Geschichte von Ideen und Konzepten, sondern aus der Perspektive (einiger) ihrer PraktikerInnen zu schreiben. Er basiert auf mehr als zwanzig Oral-History-Interviews mit ÖsterreicherInnen, die in den 1960er und 1970er Jahren als EntwicklungshelferInnen vor allem in Afrika und Lateinamerika tätig waren. Die Analyse dieser Gespräche ermöglicht Einblicke in die ersten Jahrzehnte der österreichischen Entwicklungshilfe, und zwar sowohl auf persönlicher (Motivation, Identität) als auch auf institutioneller Ebene. Der Aufsatz versucht, die Geschichte dieser heterogenen Gruppe von Fachleuten (LehrerInnen, IngenieurInnen, SozialarbeiterInnen und andere) nachzuzeichnen, und untersucht, wie sich die Interviewten an diesen wichtigen Teil ihrer Biographie erinnern und wie sie diese Lebensphase bewerten.

This article attempts to refocus the historiography of development from the history of ideas and concepts to the history of (some of) its practitioners. The article is based on more than 20 oral history interviews conducted with Austrians who lived as development workers in Africa and Latin America between the early 1960s and the late 1970s. The analysis of these interviews sheds some light on the early decades of the Austrian development assistance, both at the personal (motivation, identity) and the institutional

level. The article aims to both reconstruct the histories of this heterogeneous group of professionals (teachers, engineers, social workers, and others) and to analyse the ways the interviewees memorise this important part of their biographies, including the self-images they create and the verdicts they arrive at on this particular period of their lives.

Gerald Hödl
Universität Wien
Institut für Afrikawissenschaften
Spitalgasse 2-4
A-1090 Wien
gerald.hoedl@univie.ac.at

Hubertus Büschel, Daniel Speich (Hg., 2009): Entwicklungswelten: Globalgeschichte der Entwicklungszusammenarbeit. *Frankfurt am Main: Campus.* 325 Seiten, 34,90 Euro.

Im Oktober 2008 hatten die Herausgeber des vorliegenden Sammelbandes „Entwicklungswelten“ zu einer internationalen Tagung „Towards a Global History of Development“ an die Eidgenössische Technische Hochschule Zürich (ETH) geladen. Hubertus Büschel, heute Juniorprofessor für Kulturgeschichte in Gießen, und Daniel Speich, wissenschaftlicher Mitarbeiter der ETH im Bereich Geschichte und Philosophie des Wissens, wollten, wie sie im Anhang des Buchs erfrischend freimütig berichten, das vermeintlich enge Forschungsterrain ausloten, in dem sie selbst sich gerade akademisch zu etablieren suchten. Heraus kam nun eine Publikation ausgewählter Beiträge, die in ihrer Zusammenstellung dem breit formulierten Thema mehr Kontur und Klarheit zu geben vermag, als dies noch auf der Tagung der Fall war.

Der Sammelband spiegelt die Dynamik wider, mit der das Werden und die Strukturen von Entwicklungshilfe und Entwicklungszu-

sammenarbeit als Phänomen des 20. Jahrhunderts gegenwärtig in den Geschichts- und Kulturwissenschaften als Forschungsthema „entdeckt“ werden. Doch mit dem „Mehr“ an Forschung werden die Grenzen des Themas nicht etwa enger, wovon die Forschungsartikel in diesem Band zeugen. Im Gegenteil, kristallisiert sich gerade in der verstärkten geschichtswissenschaftlichen Hinwendung erst allmählich heraus, „wie stark das Entwicklungdenken und die Entwicklungspraxis die neuere Weltgeschichte geprägt haben“ (S. 322).

Die Herausgeber haben die Beiträge – zum Teil etwas willkürlich – danach geordnet, ob sie sich Aspekten von Entwicklung eher auf globaler Ebene oder eher vom Lokalen ausgehend nähern. Die Beiträge im ersten Teil, die Entwicklungsdiskurse und -praxen auf globaler Ebene untersuchen, vermögen bei näherem Hinsehen nicht so recht zu überzeugen. So unterschiedlich die Beiträge von Lepenies, Peterson und Gupta sind, und so interessante Details und Ansätze sie zu Themen wie Wissenstransfer in der Entwicklungshilfe, Zeitkonzepte sowie Normalisierung von Armut bringen, so bleiben sie doch lückenhaft in der theoretischen Konzeption und Argumen-

tation, sodass sie streckenweise mehr Kommentaren denn wissenschaftlichen Analysen gleichen.

Eine Ausnahme bildet hier der Beitrag von Antony Anghie, der eine ausgezeichnete und vielschichtige Analyse großer Zusammenhänge und Zeitabläufe bietet. Der Völkerrechtler, der eine Rechtsprofessur an der University of Utah innehat, untersucht in „Wirtschaftliche Entwicklung und Souveränität im Mandatssystem des Völkerbunds“ koloniale Kontinuitäten im modernen Völkerrecht mit ihren Auswirkungen auf die Entwicklungspolitik internationaler Organisationen heute. Die Mandatsgebiete – so eine seiner Kernaussagen – fungierten als eine Art Experimentierfeld, in dem Mandatsmächte und Völkerbund die Prinzipien und Bedingungen moderner staatlicher Souveränität konstruierten. Selbstverwaltung wurde an einen bestimmten Stand von Entwicklung gekoppelt, die – so Anghies These – ausschließlich ökonomisch verstanden wurde. So legte das Mandatssystem, wie der Autor auf Basis einer umfassenden Analyse von Dokumenten, politischen Prozessen und Verwaltungspraktiken nachweist, den Grundstein für eine „Ökonomisierung von Souveränität“ (S. 72) sowie für

den „Aufstieg der Ökonomie zur universalen Analyseform“ (S. 78), die später mit weitreichenden Folgen die Politik der Bretton-Woods-Institutionen gegenüber Entwicklungsländern bestimmen. Scharfe Aussagen wie die Schlussfolgerung, wonach „die ‚science of colonial administration‘, welche die Mandatsmächte erfanden, nicht von der ‚science of development‘ zu unterscheiden [ist], mit der sich heutige Entwicklungsinstitutionen wie die Weltbank legitimieren“ (S. 82), kommen angenehm ideologiefrei, dafür sachlich fundiert bei den Lesenden an.

Einen ähnlichen Weg geht Daniel Speich im zweiten Teil des Buches, der in „Der Blick von Lake Success“ das Entwicklungsdenken der frühen UNO analysiert, und universalisierte Standards zur Erfassung und Vergleichbarkeit von Wirtschaftswachstum und Volkswirtschaft auf ihre lokale Genese rückführt. Besonders gelungen ist Speichs Synthese von Theorieansätzen und Wissensbeständen aus Kulturwissenschaft, Geschichte und Nationalökonomie. Die beiden Artikel ergänzen einander in der Dekonstruktion von wirtschaftlicher Entwicklung als einem machtvollen Konzept der Moderne, das letztlich auf Grundannahmen

beruht, die man mit dem Soziolinguisten Norman Fairclough als „common sense assumptions“ bezeichnen könnte: zu „Wissen“ geronnene Ideologie, die nicht mehr hinterfragt wird und nicht mehr um die Bedingungen ihres Entstehens weiß.

Die Stärken des Sammelbandes liegen im zweiten Teil, der fünf durchgängig gründlich recherchierte und interessante Analysen bietet. Hervorheben möchte ich den Artikel „Entwicklungsutopien und globale Identitäten“ von Young-Sun Hong, der die Arbeitsmigration südkoreanischer Krankenschwestern nach Deutschland in den 1960er und 1970er Jahren aus Menschenrechts- und transnationaler Perspektive erforscht. Der Artikel überzeugt nicht nur dadurch, dass die Interaktion verschiedener Akteure, Institutionen und Diskurse – vom Staat in Korea, dem Staat in Deutschland, ihren jeweiligen Entwicklungsdiskursen, zu deutschen Pflegeinstitutionen und Printmedien, bis zu Arbeiterinnenkämpfen in Südkorea – „entflochten“ wird. Hong lässt auch in der Art und Weise, wie er durch das Einarbeiten von Zeitzeugnissen und den Fokus auf Handlungsräume der koreanischen Frauen, deren Qualifikation und

Utopien von beiden Staaten ungeeignet im Modernisierungsprozess geopfert wurden, eine subalterne Erzählung im Sinne Gayatri Spivaks entstehen.

Ignoranz gegenüber Gewalt problematisieren Lukas Zürcher und Hubertus Büschel in ihren Aufsätzen in sehr unterschiedlichen nationalen Kontexten und auf unterschiedlichen Ebenen von Entwicklungshilfe. Besonders interessant an Zürchers Forschung über die Schweizer staatliche Entwicklungshilfe in Rwanda ist seine These von der wechselseitigen Identitätskonstruktion von Geber- und Empfängerstaat. Büschel entkleidet das Prinzip der Hilfe zur Selbsthilfe in der entwicklungspolitischen Praxis in Tanganyika/Tanzania seiner idealisierenden Zuschreibungen. Seine kulturgeschichtliche Untersuchung macht deutlich, wie sehr die mit „community development“ verbundenen Praktiken von sozialer Kontrolle, Hierarchien und der Manipulation Schwächerer geprägt waren. Dieser Aufsatz ist – mit den Texten von Anghie und Speich sowie Martin Rempes gleichermaßen dichtem Artikel über die Modernisierung der senegalesischen Erdnusswirtschaft in den 1960er Jahren – ebenso ein wichtiger Beitrag zur Aufarbeitung von

Kontinuitäten zwischen spätkolonialer und postkolonialer Entwicklung.

So unterschiedlich und scheinbar unzusammenhängend die Beiträge auch in Bezug auf die untersuchten Zeit- und geographischen Räume sind, gewinnt damit doch die im Titel so wagemutig postulierte Globalgeschichte der Entwicklung tatsächlich Kontur. Beziehungsweise ist es Globalgeschichte selbst, die hier als Forschungszweig auf ihr Potenzial hin geprüft, erprobt und gefestigt wird. Dies geschieht weniger auf der Ebene der untersuchten Phänomene als auf der Ebene der Fragestellungen, der theoretischen Konzeptionen und Reflexionen und mittels des Blickwinkels, den die AutorInnen einnehmen. So zieht sich eine anregende Diskussion über Konzeptionen von „global“, „lokal“ oder Roland Robertsons Begriff der „Glokalisierung“ durch die Texte, und die AutorInnen gewinnen diesen jeweils unterschiedliche Interpretationen und Anwendungen ab. Neben der Arbeit am Thema sind vor allem die Beiträge im zweiten Teil auch sehr fruchtbare Arbeiten an den theoretischen Voraussetzungen dessen Erforschung und Analyse.

Inspirierend ist auch das Umschlagbild, auf dem ein europäischer und ein afrikanischer Mann einander gegenüber sitzen. Verbunden sind sie durch ein langes Sägeblatt, das der Weiße mit einem Werkzeug bearbeitet, der Schwarze mit bloßen Händen hält: Eine produktive, zugleich prekäre, potenziell gefährliche Verbindung, in der sich die Verletzlichkeit des „Empfängers“ technischer Entwicklungshilfe als „Gehilfe“ im Prozess der Vermittlung offenbart. Die beiden blicken einander nicht an, ihre Blicke sind auf den Gegenstand gerichtet, der sie verbindet und zugleich trennt, indem dadurch ihre unterschiedlichen hierarchischen Positionen sichtbar werden. Diese Momentaufnahme aus der Praxis schweizerischer EZA in Rwanda vereint, symbolisch gelesen, die Faszination und die Ambivalenz jener „Entwicklungswelten“, die in den Beiträgen erforscht und vermittelt werden.

MARTINA KOPF

Gabriele Dietze, Claudia Brunner, Edith Wenzel (Hg., 2009): Kritik des Okzidentalismus. Transdisziplinäre Beiträge zu (Neo-)Orientalismus und Geschlecht. Bielefeld: transcript (= Reihe GenderCodes Band 8). 318 Seiten, 29,80 Euro.

Die „Achse des Bösen“, das Kopftuch als Zeichen „orientalischer“ Unterdrückung, der „Integrationsunwille“ muslimischer MigrantInnen – tagtäglich wird über Medien, Politik und im Alltag das „Eigene“ vom „Anderen“ abgegrenzt sowie die Unvereinbarkeit von „Kulturen“ und die „Bedrohung“ sogenannter „westlicher Werte“ behauptet. Daher ist jede Publikation willkommen, die sich dem emotional aufgeladenen und meist rassistisch-sexistisch gefärbten Diskurs wissenschaftlich nähert und ergründet, welche Repräsentationen der „Andersheit“ erfolgen und welche Rolle das „Andere“ in der Konstruktion des „Eigenen“ einnimmt.

Dieser Auseinandersetzung ist der von Gabriele Dietze, Claudia Brunner und Edith Wenzel herausgegebene Sammelband gewidmet. Er umfasst Beiträge der Jahreskonferenz 2007 des Graduiertenkollegs „Geschlecht als Wissenskate-

gorie“ der Humboldt-Universität zu Berlin, die unter dem Titel „De/Konstruktionen von Okzidentalismus. Eine geschlechterkritische Intervention in die Herstellung des Eigenen am Anderen“ abgehalten wurde. Anschließend an das Okzidentalismuskonzept Fernando Coronils wird die Herausforderung angenommen, die „grundlegende Prämisse imperialer Politik“ deutlich zu machen: die „Polarität zwischen einem okzidentalischen Selbst und orientalisierten Anderen“ (S. 13). Dieser Aufgabe gehen die 19 AutorInnen aus verschiedenen Disziplinen und theoretischen Perspektiven in vier Abschnitten nach, wobei Geschlecht und Sexualität die zentralen Analysekategorien darstellen. Dabei geht es um jene okzidentalistischen „Selbstvergewisserungs- und Ausschließungsprozesse“ (S. 15), die in der nationalen und europäischen Identitätsbildung (Neo-)Orientalismen und antimuslimische Rassismen zur Folge haben. Der Sammelband will damit zur jungen Okzidentalismuskritik beitragen und Möglichkeiten der Intervention aufzeigen.

In der drei Beiträge umfassenden *Einführung* erläutern eingangs die drei Herausgeberinnen sowohl Ausgangspunkt als auch Gegenstand des Sammelbands und

bieten eine Vorschau auf den Band sowie Anschlussmöglichkeiten für Okzidentalismuskritik. Gabriele Dietze führt dann in das Konzept Okzidentalismuskritik sowie die Möglichkeiten und Grenzen dieser Forschungsperspektivierung ein. Fernando Coronil erweitert mit seiner Analyse des neoliberalen Marktes das Konzept zu einer Kritik des Globalzentrismus.

Die sechs Beiträge zum Thema *Okzidentalistische Praktiken der Gegenwart* behandeln unterschiedliche Diskursstränge. Yasemin Yildiz untersucht die Adressierung als eine politische Strategie für die Bestimmung des Verhältnisses zwischen Adressierenden und AdressatInnen. Daniela Marx entlarvt scheinbar progressive feministische Gegenstimmen als der Dichotomisierung zwischen behaupteten „westlich-abendländischen Werten“ und „dem Islam“ verhaftet (S. 112). Nanna Heidenreich und Serhat Karakayali analysieren den Demokratie-begriff und demokratieinhärente Gewalt im Kontext des (Bilder-) Kriegs zwischen „Schleier und Transparenz“ (S. 118). Nazli Hodaie beleuchtet Gewalt und Lüsternheit als zentrale Zuschreibungen an „orientalische Patriarchen“ in der deutschen Presselandschaft. Kien Nghi Ha sieht in der deut-

schen Integrationspolitik die Nähe der aktuellen „verwaltete[n] Integration“ (S. 138) zu kolonialpädagogischen Diskursen und in der „verklärte[n] Selbstbeschreibung“ die „Projektionsfläche des eigenen Wunschbildes“ (S. 148). Schirin Amir-Moazami erkennt den Widerspruch zwischen der Forderung nach der Integration von MuslimInnen und dem Unbehagen ob deren Übernahme liberaler Werte, die sich im Ergreifen rechtsstaatlicher Mittel zeige.

Die vier Beiträge unter der Überschrift *Präsente Vergangenheiten* spüren den historischen Wurzeln von Orientalismus und Okzidentalismus nach. Lisa Lampert-Weissig geht den gemeinsamen Ursprüngen und historischen Überschneidungen von Frauenfeindlichkeit und Antisemitismus auf den Grund. Isabell Lorey zeichnet Ausschluss- bzw. Reintegrationsstrategien des Christentums am Beispiel Leprakranker nach. Susanne Lanwerd zeigt den Zusammenhang von Entkirchlichung und Sakralisierung des säkularen Staates und damit verbundene Neo-Orientalismen auf. Anette Dietrich beschreibt kolonisierende und rassifizierende Praktiken der bürgerlichen Frauenbewegung.

Der Abschnitt *Theoretische Nachbarschaften* bietet weitere vier

Beiträge. Manuela Boatcă geht den ideologischen Strategien des Okzidentalismus als langen Wellen im modernen Weltsystem nach. Ina Kerner übt Selbstreflexion und Kritik an (akademischen) Feminismen, postkolonialen Theorien und Critical Whiteness Studies. Jasbir K. Puar beleuchtet die Verschiebung bzw. Auflösung identitärer Grenzen in queeren Figurationen wie etwa der Selbstmordattentäterin. Rey Chow zeigt am Filmbeispiel *Blind Shaft* (China, 2003) die für den globalen Kapitalismus konstitutive und entmenschlichende Heimatlosigkeit und die Abkehr von humanistischen Idealen auf.

Die Beiträge unterstreichen in der Tat die „Notwendigkeit, Okzidentalismuskritik mit Kapitalismus- und Imperialismuskritik“ zu verbinden (S. 20), und lösen das Versprechen ein, die diskursive Herstellung des „Eigenen“ am „Anderen“ zu beleuchten. Durch die Herangehensweisen der AutorInnen werden die Zusammenhänge zwischen historischen und aktuellen Inklusions- und Exklusionsstrategien sichtbar. Der Sammelband bietet kurzweilige Lektüre und durch die unterschiedliche disziplinäre und theoretische Ausrichtung der Beiträge Einsichten in

die Wurzeln und Auswüchse aktueller Diskurse. Insgesamt eine sehr empfehlenswerte Publikation für alle LeserInnen, die sich selbstreflexiv mit gängigen Stereotypen auseinandersetzen wollen, die der „eigenen“ Identitätsformation zugrunde liegen und dazu dienen, das Verhältnis zwischen dem behaupteten „Eigenen“ und dem vorgestellten „Anderen“ zu hierarchisieren und Letzteres zu diskreditieren.

ANDREA KREMSER

SchwerpunktredakteurInnen und AutorInnen

Alicia Altorfer-Ong promoviert derzeit am Department of International History der London School of Economics and Political Science und ist Visiting Scholar am Asia Research Institute der National University of Singapore. Aktueller Forschungsschwerpunkt: Geschichte der bilateralen Beziehungen zwischen China und Tansania.

Hubertus Büschel ist Juniorprofessor für Kulturgeschichte am International Graduate Centre for the Study of Culture der Justus-Liebig-Universität Gießen. Er arbeitet an einer Kulturgeschichte der Entwicklungshilfe in Tansania, Togo und Kamerun.

Gerald Hödl ist Historiker und arbeitet im Rahmen des FWF-Projekts „Colonial Concepts of Development“ am Institut für Afrikawissenschaften der Universität Wien. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen neben der kolonialen Entwicklungspolitik in Afrika die Geschichte der österreichischen Außen- und Entwicklungspolitik sowie der globale Sport.

Thomas Hüsken ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Facheinheit der Universität Bayreuth. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen Anthropologie der Entwicklungszusammenarbeit, Entwicklungspolitik, ethnologische Organisationsforschung, Politikethnologie, Verflechtung staatlicher und nicht-staatlicher politischer Organisationsformen.

Eva Spies ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Ethnologie und Afrikastudien der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Ihre Forschungsschwerpunkte umfassen Ethnologie der Entwicklung, Religionsethnologie (vor allem des Christentums) sowie Interkulturelle Kommunikation.

Berthold Unfried ist Dozent am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien und hat zeitweise in der ExpertInnenentsendung der österreichischen Entwicklungszusammenarbeit mitgearbeitet. Aktueller Forschungsschwerpunkt zu EntwicklungsexpertInnen in Zeiten der Systemkonkurrenz: „Entwicklungshilfe“ und „sozialistische Hilfe“ von 1970 bis 1990.

Die letzten Ausgaben

- 4/05 WTO at the Crossroads. Stand und Perspektiven des Welthandelsregimes /
WTO at the Crossroads. State and Perspectives of the Global Trading System
- 1/06 In Memoriam Andre Gunder Frank
- 2/06 Regionale Integration / Regional Integration
- 3/06 Konflikttransformationen und Friedensprozesse / Conflict Transformation
and Peacebuilding
- 4/06 Entwicklung und Bildung / Education and Development
- 1/07 Approaches to Governance / Governance
- 2/07 Perspectives on Development Studies / Entwicklungsforschung
- 3/07 Paulo Freire heute / Popular Education
- 4/07 Entwicklungspolitik und Sicherheitsinteressen / Development Cooperation
and Security Politics
- 1/08 Medien und Entwicklung / Media and Development
- 2/08 Periphere Staatlichkeit / Peripheral statehood
- 3/08 Wachstum – Umwelt – Entwicklung / Growth – Environment – Development
- 4/08 Global Uneven Development / Globale ungleiche Entwicklung
- 1/09 Transformation of Global Finance / Transformation des globalen
Finanzsystems
- 2/09 Global Commodity Chains and Production Networks / Globale Güter-
ketten und Produktionsnetzwerke
- 3/09 Solidarische Ökonomie zwischen Markt und Staat / Solidarity Economics
between Market and State
- 4/09 25 Jahre Journal für Entwicklungspolitik / 25 Years Journal for Develop-
ment Studies
- 1/10 Lateinamerikanische Kräfteverhältnisse im Wandel / Changing Power
Relations in Latin America
- 2/10 Think-Tanks und Entwicklung / Think-Tanks and Development

Die kommenden Hefte

- 4/10 Bridging the Social and the Natural in Development Studies / Natur und
Gesellschaft in der Entwicklungsforschung
- 1/11 Giovanni Arrighi's Intellectual Trajectory / Giovanni Arrighi's intellektuelles
Vermächtnis

Informationen für AutorInnen

Das Journal für Entwicklungspolitik (JEP) ist eine der führenden wissenschaftlichen Zeitschriften für Fragen von Entwicklungstheorie und -politik im deutschsprachigen Raum. Alle Beiträge werden anonym begutachtet (double-blind). Die Publikation erfolgt in Englisch oder Deutsch. Die Zielsetzung des JEP ist es, ein Forum für eine breite kritische Diskussion und Reflexion für verschiedene Dimensionen gesellschaftlicher Entwicklungen in Süd und Nord zu bieten. Dabei wird auch das Verhältnis zwischen theoretischen Weiterentwicklungen im Bereich von Entwicklungsforschung und konkreten entwicklungspolitischen Prozessen ausgelotet. Gesellschaftlich relevantes Wissen über Entwicklungsprobleme und Entwicklungspolitik wird in einer interdisziplinären Herangehensweise aufbereitet und zugänglich gemacht.

Manuskriptvorschläge können
eingesendet werden an:
office@mattersburgerkreis.at
Weitere Hinweise unter:
www.mattersburgerkreis.at/jep

Information for Contributors

The Austrian Journal of Development Studies is one of the leading journals in its field in the German speaking area. Articles are reviewed anonymously (double-blind) and published in German or English. The journal provides a forum for a broad critical debate and reflection on different dimensions of societal transformation and on North-South relations. Specifically, the relationship between cutting edge theoretical advances in the field of development studies and actual development policies is addressed. Politically relevant knowledge about issues of development is provided in an accessible, interdisciplinary way.

Article proposals can be sent to:
office@mattersburgerkreis.at
Further information:
www.mattersburgerkreis.at/jep

Gefördert aus öffentlichen Mitteln der

Österreichische

Entwicklungszusammenarbeit

Journal für Entwicklungspolitik (JEP)

ISSN 0258-2384, Erscheinungsweise: vierteljährlich

Heft XXVI, 3-2010, ISBN 978-3-85476-355-0

Preis des Einzelhefts: Euro 9,80; sFr 17,50

Preis des Jahresabonnements: Euro 39,80; sFr 69,-

Abonnementbezug über die Redaktion:

Journal für Entwicklungspolitik, Sensengasse 3, A-1090 Wien,
office@mattersburgerkreis.at, www.mattersburgerkreis.at/jep

Das Abonnement kann unter Einhaltung einer dreimonatigen Kündigungsfrist zum Jahresende gekündigt werden.

I. Auflage 2010

© Mandelbaum Verlag Wien / Mattersburger Kreis

Alle Rechte vorbehalten. Jede Verwertung bedarf der vorherigen schriftlichen Zustimmung der Redaktion. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht in jedem Fall die Meinung des Verlages wieder.

Satz: Julia Löw, weiderand.net, Wien

Druck: Interpress, Budapest

Offenlegung nach § 25 Mediengesetz

Medieninhaber: Mattersburger Kreis für Entwicklungspolitik an den österreichischen Hochschulen, Sensengasse 3, A-1090 Wien

Grundlegende Richtung des JEP: Wissenschaftliche Analysen und Diskussionen von entwicklungspolitischen Fragestellungen und Berichte über die entwicklungspolitische Praxis. Verantwortlich für Inhalt und Korrekturen sind die AutorInnen bzw. die Redaktion.



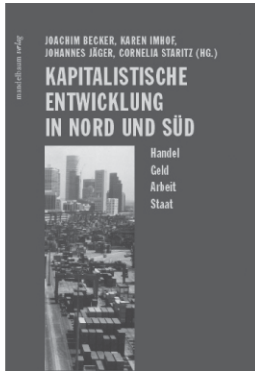
Die Finanzkrise hat auch Marx wieder in die Spalten großer Tageszeitungen und Journale gehoben. Die mediale Beschäftigung mit ihm läuft allerdings auf seine Neutralisierung hinaus: Außer einigen Einsichten seien seine Theorien nicht gegenwartstauglich. Doch gerade mit ihrer Hilfe will PROKLA 159 die gegenwärtigen Entwicklungen begreifen – was nicht ausschließt, auch die Schwächen, Leerstellen oder Sackgassen dieser Theorie und mancher der von ihr angeregten Debatten klar zu benennen; aber auch die Mythen über die Marxsche Theorie, die nach wie vor im Umlauf sind.

2010 - 156 S. - € 14,00
 ISBN: 978-3-89691-359-3



In Sektoren wie Telekommunikation, Finanzdienstleistungen und öffentliche Daseinsvorsorge herrschte in den letzten Jahren geradezu eine Liberalisierungseuphorie. Insbesondere die Europäische Kommission war maßgeblich daran beteiligt, den europäischen Dienstleistungssektor zu einem weltmarktorientierten und marktformigen Bereich umzugestalten – sowohl im Binnenmarkt als auch im Rahmen des WTO-Dienstleistungsabkommens (GATS). Dabei wurde deutlich, dass sich die Europäische Union zunehmend zu einem aggressiven Liberalisierungsakteur entwickelte, gleichzeitig aber in den GATS-Verhandlungen auf Widerstände stieß und mit ihrer Weltmarktstrategie mehrfach scheiterte.

2010 - 333 S. - € 29,90

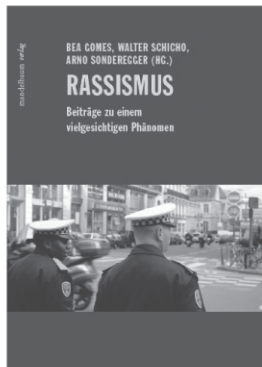


J.Becker, K.Imhof, J.Jäger, C.Staritz (Hg.)
**KAPITALISTISCHE ENTWICKLUNG IN
NORD UND SÜD**

Handel, Geld, Arbeit, Staat

mandelbaum verlag, 2007, 300 Seiten, Euro 16.80

In diesem Band wird globalen entwicklungsökonomischen Fragen anhand theoretischer und empirischer Analysen nachgegangen.



B.Gomes, W.Schicho, A.Sonderegger (Hg.)

RASSISMUS

Beiträge zu einem vielgesichtigen Phänomen

mandelbaum verlag, 2008, 293 Seiten, Euro 16.80

Der Band regt eine Analyse von Rassismus in seinen vielgesichtigen Dimensionen an.



K. Fischer, G. Hödl, W. Sievers (Hg.)

KLASSIKER DER ENTWICKLUNGSTHEORIE

Von Modernisierung bis Post-Development

mandelbaum verlag, 2009, 300 Seiten, Euro 16.80

Dieser Band präsentiert die wichtigsten Denkschulen der Entwicklungstheorie anhand ihrer einflussreichsten und prägnantesten Texte.



F. Kolland, P. Dannecker, A. Gächter, C. Suter (Hg.)

SOZIOLOGIE DER GLOBALEN GESELLSCHAFT

Eine Einführung

mandelbaum verlag, 2010, 385 Seiten, Euro 16.80

Dieser Band führt in zentrale Dimensionen einer transnationalen Sozialstrukturanalyse und Ungleichheitsforschung ein.



weiderand kommunikationsdesign

Gestaltungswiese für Print- und Webdesign

Individuelle Gestaltungs-Konzepte //
Erscheinungsbild / Logo / Internetauftritt / Printanwendungen
(wie Geschäftsausstattung, Folder, Plakat, Inserat etc.) /
Illustration / Zeitschriftengestaltung ///

www.weiderand.net // loew@weiderand.net // 01/214 27 62

